Biogr.
1060.
m

Biogr. 1060 m. Schlegel

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36635072120019

<36635072120019

Bayer. Staatsbibliothek

Biogr
1060m

Berichtigung

einiger Mißdeutungen

von

August Wilhelm von Schlegel.

Berlin, 1828.
Gedruckt und verlegt
bei G. Reimer.

K. 61

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Beleuchtung
eines
Vorgebens der französischen Zeitschrift: der Katholik.

In einer Zeitschrift, betitelt: Le Catholique, ouvrage périodique publié sous la direction de M. le Baron d'Eckstein, welche in Paris monatlich erscheint, heißt es Tome VI, No. 18. Juni 1827. pag 607:

M. A. G. de Schlegel est à moitié catholique.

Es ist nicht meine Sitte, das Publicum mit meinen persönlichen Angelegenheiten zu belästigen. Als Schriftsteller gebe ich meine Arbeiten der öffentlichen Beurtheilung Preis, wie sie auch

ausfallen möge; sogar gegen sehr gehässige und leidenschaftliche Angriffe auf meinen Charakter erachtete ich nicht für nöthig, mich zu vertheidigen. Auf mehrere eigens gegen mich gerichtete Schriften, auf unzählige in Deutschland und Frankreich gedruckte Zeitungs-Artikel habe ich nicht Eine Zeile der Erwiederung verwendet. In dem vorliegenden Falle aber könnte mein Stillschweigen mißverstanden werden. Es ist mir nicht um eine Rechtfertigung, sondern um eine Berichtigung zu thun. Der ungenannte Verfasser des angeführten Aufsatzes meynt es gar nicht übel mit mir. Er nennt mich neben sehr berühmten Namen, neben Schiller und Herder. Er ist geneigt, mich unter die mit ihm gleichgesinnten zu zählen. Er irrt sich. Ich muß die mir zugedachte Ehre ablehnen.

Uebrigens mag der Verfasser selbst zusehen, ob er durch den Ausdruck „à moitié catholique" der Sache, die er zu verfechten unternimmt, nichts vergiebt. Denn ich sollte meynen, vor einer geistlichen Obergewalt, welche unbedingte Unterwer-

fung fodert, würde halb so viel als gar nicht gelten. Wenn er aber sagen will, ich sey im Uebergange begriffen, und habe nur noch die Hälfte des Weges zurückzulegen, um zu seiner Denkart überzugehn, so ist auch dieses durchaus ungegründet.

In unserer an befremdlichen Schwankungen und unerwarteten Uebertritten so fruchtbaren Zeit, könnte jedoch eine bloß verneinende Erklärung immer noch einigermaßen zweideutig und ausweichend erscheinen. Ich ergreife daher gern diese an sich unbedeutende Gelegenheit, um das gerade Gegentheil von dem, was in jener Zeitschrift behauptet wird, ausdrücklich zu erklären.

Ich schätze mich glücklich, in einer evangelischen Gemeinde erzogen worden zu seyn, und von meinem Vater, einem gelehrten, frommen und würdigen Geistlichen, den ersten Unterricht in den Lehren des Christenthums empfangen zu haben. Ich bin weit davon entfernt, mich von der Gemeinschaft meines Vaters, meines älteren Bruders, und so vieler Vorfahren, welche nicht

nur Anhänger, sondern seit mehr als zweihundert Jahren Prediger des evangelischen Glaubens waren, trennen, sie als verderbliche Irrlehrer verdammen, und ihre Gebeine aus der christlichen Begräbniß-Stätte hinauswerfen zu wollen. Ich betrachte das durch die Reformatoren so heldenmüthig wieder errungene Recht der eignen freien Prüfung als das Palladium der Menschheit, und die Reformation, dieses große Denkmal des deutschen Ruhmes, als eine nothwendige weltgeschichtliche Begebenheit, deren heilsame Wirkungen, durch mehr als hundertjährige Kämpfe nicht zu theuer erkauft, seit drei Jahrhunderten sich als jeder Erweiterung der Erkenntniß, jeder sittlichen und geselligen Verbesserung förderlich bewährt haben. Diese Wirkungen haben sich unläugbar sogar auf Länder erstreckt, wo die Reformation die ihr entgegenstellten Hindernisse nicht hat besiegen können. Wiewohl in der letzten Hälfte des funfzehnten und zum Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, an der Gränze des Mittelalters und der neueren Zeit, vieles zusammentraf, was dem

menschlichen Geiste einen mächtigen Aufschwung gab, so muß doch nach meiner Ueberzeugung der Reformation an der gegenwärtigen, in der Geschichte beispiellosen Höhe der Europäischen Bildung ein sehr bedeutender Antheil zugeschrieben werden. Europa ist wenigstens theilweise mündig geworden; und alle Versuche, noch so künstlich angelegt, den mit dem Marke wissenschaftlicher Forschung genährten und zur Männlichkeit herangewachsenen Geist wieder in die alten verlegenen Kinderwindeln einzuschnüren, werden hoffentlich vergeblich seyn.

Will nun jemand mir einwenden, daß manche Stellen meiner früheren Schriften mit dieser Erklärung nicht übereinzustimmen scheinen, so bin ich nicht gesonnen, wie jener Römer zu antworten: „Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben." Es sollte mir leid thun, wenn mannichfaltige Welterfahrung in einer vielbewegten, ja stürmischen Zeit, wenn anhaltende innere Thätigkeit des Geistes, ernste Betrachtung und Selbstbeobachtung in verschiedenen Lebensaltern mich

gar nichts gelehrt hätte. Wer also in meinen früheren Schriften hier und da unreifes, einseitiges und übertriebenes findet, dem werde ich bereitwillig beitreten. Wenn ich es der Mühe werth halte, eben jetzt meine in Zeitschriften zerstreuten Aufsätze zu sammeln, so geschieht es hauptsächlich, um eine Auswahl zu treffen, eine Durchsicht vorzunehmen, und mich feierlichst dagegen zu verwahren, daß man nicht, was ich zur Vergessenheit verurtheilt habe, nach meinem Tode wieder ans Licht ziehe und mir aufbürde.

Uebrigens meyne ich doch, ich hätte nur wenige Behauptungen ganz zurückzunehmen, andere bloß genauer zu bestimmen und zu beschränken. Man kann den Aeußerungen eines Schriftstellers leicht einen ganz andern Sinn unterschieben, als den er beabsichtete, wenn man sie, abgesondert von ihren nächsten Beziehungen und Anlässen, bei ganz veränderter Lage der Sachen wiederhohlt. Hiemit soll nicht gesagt seyn, daß die Ueberzeugungen und Ansichten mit den Zeitläufen wechseln müßten. Ich denke, niemand wird mir Schuld

geben, den jedesmaligen Lieblingsmeynungen des Tages gehuldigt zu haben, mit denen ich mich ja fortwährend im Widerspruch befand. Aber je nachdem ein vorwaltender Hang, eine einseitige Richtung sich kund giebt, kann es nützlich seyn, bald an diese, bald an jene allzusehr verkannte Wahrheit nachdrücklich zu erinnern; und ein Schriftsteller, der es thut, beweist eben dadurch die Festigkeit seiner Denkart, und seine Unabhängigkeit von augenblicklichen äußern Einflüssen.

Das Schöne, Gute und Große habe ich nach meiner besten Einsicht freudig anerkannt, wo es sich auch vorfinden mochte. Wenn dies mich der Abtrünnigkeit verdächtig macht, so weiß ich mir nicht zu helfen. Große Dichter, deren begeisterte Darstellungen den katholischen Glauben verherrlichen: einen Dante, einen Calderon, habe ich bewundert und geliebt; ich liebe und bewundere sie noch.

Zwar den Dante dürfen wir, eben so wohl als die beiden andern Stifter der Italiänischen Litteratur, den Petrarca und Boccaccio, wie einen

Vorläufer der Reformation betrachten. Seine Theologie ist innigst verbunden mit seiner Philosophie. Wo die kirchlichen Lehren seinem Gefühl zu stark widersprachen, wie bei der ewigen Verdammniß der vor der Taufe gestorbenen Kinder, und der tugendhaften weisen Heiden, da hat er eine leidliche Auskunft zu treffen gesucht; und den letztgenannten Bewohnern seiner Hölle beweiset er eine fast kindliche Ehrerbietung. Die Misbräuche der Hierarchie, die damalige Sittenverderbniß der Geistlichkeit rügt er mit niederschmetternder Beredsamkeit: Luther konnte in seiner Freimüthigkeit nicht weiter gehen. Dante's Werk, wenn es nicht im Besitz der Oeffentlichkeit und des Ruhmes wäre, dürfte im heutigen Italien zuverlässig nicht zum ersten Male ans Licht treten.

Calderon lebte seit der Reformation, aber in einem Lande, wo die Inquisition herrschte. Wenn er zu Gunsten der National-Ehre die Gräuel verschweigt, wodurch die Eroberung America's geschändet worden ist; wenn er jene rohen und hab-

süchtigen Wüthriche, die Verheerer Peru's, als christliche Helden schildert (in seiner Aurora in Copacavana): so können wir ihn entschuldigen; denn die Sittlichkeit eines dramatischen Werkes muß nach der Darstellung selbst, nicht nach der außerhalb liegenden historischen Wahrheit, beurtheilt werden. Wenn er aber religiöse Verfolgungen gut heißt, so ist der Zauber seiner Poesie verschwendet, weil jedes menschliche Gefühl sich empört. Daß vor anderthalb Jahrhunderten ein wissenschaftlich unterrichteter, gesellschaftlich gebildeter Spanier, wie Calderon war, die Vorurtheile des Pöbels gegen die Protestanten theilen konnte, erinnert an den heutigen Zustand Spaniens, und eins wird aus dem andern begreiflicher.

Nach solchen Namen kann ich nicht ohne Beschämung von meinen Gedichten reden. Die, welche hier in Betracht kommen, beziehen sich meistentheils auf das Verhältniß des äußerlichen Gottesdienstes, der Ceremonien und Feste, der heiligen Geschichten, und der späteren Ueberliefe-

rungen, welche die katholische Kirche, wo nicht ausdrücklich anerkennt, doch ungehindert in Umlauf setzen läßt, zu den bildenden Künsten. Dieser Gesichtspunkt liegt zu Tage; zum Ueberfluß habe ich ihn noch ausdrücklich, und damals nicht ohne einen gewissen jugendlichen Leichtsinn aufgestellt (Athenäum, B. II. S. 134 u. f.). Ich konnte besorgen, durch jene Gedichte eher strengen Katholiken als meinen Glaubensgenossen Anstoß zu geben. Mein Gedicht: der Bund der Kirche mit den Künsten, ist nichts anders als ein Ueberblick der neueren Kunstgeschichte seit dem Mittelalter in einer allegorischen Einkleidung.

Man erzählt, der Pabst Adrian der fünfte, ein gelehrter Mann, aber ohne Kunstsinn, habe, da man sich beeiferte ihm bei seiner Ankunft in Rom die Schätze des Vaticanischen Museums zu zeigen, sich nach einem flüchtigen Blicke gleichgültig davon abgewendet, und gesagt: sunt idola paganorum. Müssen wir um ächte Protestanten zu seyn, es nun unsererseits mit den Meisterwerken katholischer Künstler eben so halten?

Ich denke nicht. Kunstliebende Fürsten haben niemals so gedacht. Gemälde, die sonst als Altarblätter dem Gottesdienste gewidmet waren, zieren jetzt, um theure Preise erworben, die Gallerien, und erregen meistens nur eine ganz andere Art der Begeisterung. Ich gehe noch weiter. Warum sollten wir uns nicht beim Anblicke einer Darstellung, die auf der Grundlage uns ganz fremder Voraussetzungen ruht, religiösen Rührungen überlassen dürfen, wenn das fromme Gemüth des Künstlers sich in den Gesichtszügen und Gebehrden der an der Handlung theilnehmenden Personen spiegelt? Je unglaubhafter die Legende, je anstößiger vielleicht sie uns ist, desto weniger hat es damit Gefahr. Wenn ich den milden und kindlichen Sinn preise, worin Johann von Fiesole die Lebensgeschichte seines Schutzheiligen Dominicus in einer Reihe von Bildern aufgefaßt (den blutigen Auftritten des Albigenser Krieges hat der Pinsel des frommen Mönches sich weislich entzogen), folgt daraus, daß ich an die Wunder des Ordensstifters glaube, und

alle seine Thaten gut heiße, wie die Geschichte sie urkundlich darlegt? Eben so wenig, als der Bewunderer des Alterthums für einen Anbeter der Olympischen Götter gilt, weil er entzückt anerkennt, daß die Griechischen Künstler aus den dunstigen Regionen des Aberglaubens sich in die ätherische Sphäre sittlicher Urbilder emporgeschwungen, und dadurch die Religion ihres Volkes verklärt haben.

Ich glaube, in obigem alles erörtert zu haben, was in meinen gedruckten Schriften den Verfasser des Aufsatzes bewogen haben mag, mich „den hohen protestantischen Intelligenzen" beizuzählen, welche neuerdings, ganz oder halb, katholisch geworden seyen.

De hautes intelligences protestantes se sont faites dernièrement catholiques*): tels

*) Durch diesen seltsamen Ausdruck, den die Französische Akademie gewiß nicht billigen wird, verräth sich der Verfasser als einen Ausländer in Frankreich. Er hat sagen wollen: Des hommes d'un esprit supérieur parmi les protestants, se sont faits etc.

sont les Stolberg, Fr. Schlegel, Werner, Adam Muller, Schelling, Tieck, Schlosser. Tout homme de génie dans les contreés protestantes, penche aujourd'hui, à son insu ou autrement, vers le catholicisme : tel est l'ascendant irrésistible de la vérité. Citons W. Burke, W. Jonas, Jean de Muller, le poète Claudius, Lavater et plusieurs autres. Goethe s'est décidé fort tard en faveur du panthéisme. Jamais il ne fut protestant, et l'on trouve dans quelques-uns de ses ouvrages une tendance catholique prononcée. Schiller, lorsque son talent se perfectionna, entra de plus en plus dans des conceptions catholiques. Dans Wallenstein, Marie Stuart, Guillaume Tell, rien ne rappelle l'auteur déréglé de don Carlos, le violent déclamateur dont la jeunesse composa cette histoire boursoufflée de la Révolution des Pays-Bas. M. A. G. de Schlegel est à moitié catholique : jamais Herder ne fut hostile.

Das Irrige und Grundlose vieler von den obigen Angaben werden die Leser ohne mein Zuthun berichtigen. In der ersten Aufzählung stehen ein paar Namen von Männern, die meines Wissens nicht übergetreten sind; andre sind vielleicht keine hohen Intelligenzen. Mit Sir William Jonas, das ist ganz aus der Luft gegriffen. Eine so entgegengesetzte Meinung war über ihn in England verbreitet, daß sein Biograph, Lord Teignmouth, sichs zum eignen Geschäft macht, aus noch ungedruckten Aeußerungen von ihm zu beweisen, er sey wirklich ein Christ gewesen; aber diese Aeußerungen sind ganz im protestantischen Sinne abgefaßt. Auch Burke gehört nicht hieher, aber es ist unnöthig dabei zu verweilen. Wie es sich mit den Deutschen Dichtern, Denkern und Gelehrten verhält, die hier in der zweiten Reihe aufgeführt sind, wissen wir alle.

Schillers Geschichte der Niederlande mußte freilich herabgewürdigt werden, denn hier liegt die protestantische Gesinnung allzu sehr am Tage.

Wenn

Wenn wir dem Verfasser des Aufsatzes halbweg gute Worte geben, so übernimmt er die Vertheidigung Philipps des Zweiten und des Herzogs von Alba. Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges wird mit Stillschweigen übergangen: sie war doch ein Werk seiner reiferen Jahre. Und was die Schauspiele betrifft, denen noch die Jungfrau von Orleans beigefügt werden konnte, so ist die daraus gezogene Folgerung ganz unstatthaft. Die dramatische Kunst wäre unmöglich, wenn es dem Dichter nicht erlaubt seyn sollte, sich in die Denkart des Zeitalters und der aufgeführten Personen zu versetzen, ja die Macht eines ihm fremden religiösen Glaubens oder Aberglaubens über die Gemüther in ihrer vollen Stärke zu schildern. Für die Reden seiner Personen kann der Dichter also nicht verantwortlich gemacht werden, so lange sie aus der Lage und dem angenommenen Charakter natürlich hervorgehn. Allerdings kann er in der Anlage des Ganzen und in einzelnen Stellen Partheilichkeit und persönliche Absichten verrathen, eben so wohl wie der Geschichtschrei-

ber: aber in den genannten Werken dürfte dies schwerlich nachzuweisen seyn.

Wenn der Verfasser des Aufsatzes aus seiner Verworrenheit heraus verstände, Dichter gehörig zu lesen, so hätte er in Mortimers Erzählung von seiner Reise nach Rom vielmehr eine Satire auf gewisse fantastische Uebertritte finden können.

Wie ward mir, Königin!
Als mir der Säulen Pracht und Siegesbogen
Entgegenstieg, des Kolosseums Herrlichkeit
Den Staunenden umfing; —

Ja ja! Antike Marmorsäulen, Triumphbogen, die Ruinen des Coliseums, das sind in der That unwiderlegliche Beweise für die Richtigkeit der von Rom ausgegangenen Entscheidung theologischer Streitfragen! Nun mußte sich Mortimer der siegreichen Gewalt der Wahrheit gefangen geben, und die Anglicanische Kirche abschwören! Derselbe Mortimer sagt nachher:

Alle Frevel sind
Vergeben im Voraus. Ich kann das Aergste
Begehen, und ich will's. — —
Und müßt' ich auch die Königin durchbohren,
Ich hab' es auf die Hostie geschworen.

Die schreckliche, aber auf so vielen Blättern der Geschichte beurkundete Wahrheit, daß fanatische Verblendung zu jeder Frevelthat hinreißen kann, ist wohl niemals eindringender anschaulich gemacht worden, als in diesen kurzen Zeilen, worin der vortreffliche Dichter seine Meisterschaft in der dramatischen Kunst glänzend bewährt hat.

Indem ich den Sprecher im Katholiken verabschiede, sey es mir erlaubt eine Zusammenstellung zu machen, die zwar etwas lächerliches hat, woraus aber meine Leser sehen mögen, was für seltsame Anfechtungen ein Schriftsteller erleiden muß. Während ich hier ein halber Katholik heiße, werde ich von einem Italiänischen Autor für einen halben Renegaten angesprochen, weil ich in meiner Schrift über dramatische Kunst und Litteratur gesagt, Voltaire habe in seinem Mahomet einen großen historischen Charakter entstellt. Wie ich dies meynte, habe ich dort zur Genüge erklärt: Kühnheit, Beharrlichkeit, ausgezeichnete Gaben zum Volks- und Heerführer, machen zusammen einen großen Charakter aus. „Wie mich dünkt," sagt

Herr Pagani-Cesa *), „hat diese Rede des Herrn „Schlegel den Anschein der Vorliebe für die Secte „der Muselmänner. — — — — Alles dieses würde „sich besser im Munde eines Türken ziemen, als „eines Mannes, der an Voltaire Aergerniß ge„nommen, u. s. w." — Es scheint wohl, daß die Türken nicht so bereitwillig sind, als Gr. von Eckstein und seine Mitarbeiter, einen Ungläubigen unter die Muselmänner zu zählen. Wenigstens habe ich von dem Mufti in Constantinopel noch kein Belobungsschreiben empfangen.

---

*) *Sovra il teatro tragico Italiano, considerazioni di G. U. Pagani-Cesa.* Firenze 1825. Pag. 16. „A me sembra che questo discorso del Sig. Schlegel, a prima vista, abbia l'apparenza di amore alla Setta Musulmana. — — — — Tutto ciò starebbe meglio in bocca di un Turco, che in quella di un Uomo, che si mostra scandalitzato, perchè Voltaire abbia etc.

II.

Beleuchtung

der

Beschuldigungen in der Anti-Symbolik

von

J. H. Voß.

Ich wende mich nun zur Widerlegung von Beschuldigungen, die mir von der entgegengesetzten Seite her gemacht worden sind: ich meyne die in der Anti-Symbolik von Johann Heinrich Voß enthaltenen. Wer das folgende liest, wird wohl begreifen, welche Ueberwindung es mich kostet. Mich dünkt, ich bin berechtigt, von einem Gegner, mit dem ich mich einlassen soll, den Ton der edeln Sitte zu erwarten, welcher in den Kreisen

der gebildeten Gesellschaft, sogar bei einem Zweikampfe auf Leben und Tod, niemals verletzt wird. Den Ton der Anti-Symbolik aber brauche ich nicht näher zu bezeichnen: meine Leser werden ihn aus den beigebrachten Proben hinreichend kennen lernen. Ein unüberwindlicher Ekel wandelte mich jedesmal an, wenn ich dieses Buch in die Hand nahm; um nur alle mich betreffenden Stellen aufzufinden, mußte ich das Ganze wenigstens durchblättern. Gern hätte ich mich also überredet, eine Widerlegung des an sich schon unglaublichen sey überflüßig. Ueberdieß fand ich mich hier in der besten Gesellschaft verunglimpft, mit berühmten und in Deutschland verehrten Namen den meinigen gepaart: und ich erfuhr nicht, daß irgend einer der angegriffenen Männer, die ich zum Theil wegen ihrer Schriften, zum Theil aus persönlicher Bekanntschaft hochschätze, wie die Herren Creuzer und Daub, oder die ich meine Freunde nennen darf, wie Ludwig Tieck und Schelling; ich erfuhr nicht, sage ich, daß einer von ihnen nöthig gefunden habe, sich

gegen solche Angriffe zu vertheidigen. Was meinen Entschluß zu einer Erklärung über das mich betreffende entschieden hat, ist folgender Umstand. Voß hat aus einem anonymen Aufsatze, einer Recension, Aeußerungen angeführt, die wirklich von mir herrühren, und die, so aus dem Zusammenhange gerissen, wie er sie stellt, bei ununterrichteten Lesern seinem Vorgeben einen gewissen Schein geben können. Meine freimüthigen Urtheile über Voß als Dichter und Uebersetzer, lange Jahre zuvor öffentlich mit Nennung meines Namens gefällt, sichern mich vor dem Verdacht, als hätte ich mich vor einem solchen Gegner gefürchtet, und bei seinen Lebzeiten nicht zu antworten gewagt. Auch ist ja der zweite Theil der Anti-Symbolik, worin dieselben Beschuldigungen erweitert wiederhohlt werden, erst nach dem Tode des Verfassers ans Licht getreten. Wenn die Lüge noch von einem Grabe her erschallt, so kann durch den Tod des Urhebers die Wahrheit ihrer unverjährbaren Rechte keineswegs verlustig werden. Endlich hat Voß so eifrige Lobredner gefunden,

daß es ihm auf keinen Fall an einem Vertreter fehlen wird, falls ich ihm Unrecht thun sollte.

Die Anklagen lauten wörtlich folgendermaßen.

Anti-Symbolik. Th. I. S. 25.

„Natürlich rühmt der Symboliker (Hr. Creu„zer) aus inniger Zuneigung die „geistreichen Ge„brüder Schlegel," von welchen Wilhelm durch „Wort, Friedrich durch Wort und That, zum „Zweck „einer unsichtbaren Gemeinschaft" sich be„kannte: man lese, was Wilhelm in der Jen. „A. L. Z. 1807. Nr. 220 offenherzig darüber „aussagt."

S. 156.

„Eure sündhaften Mitbündner zur Herstel„lung des für Fürsten und Volk unerfreulichen „Nachtsonnenthums, die werdet ihr selbst ermah„nen, vorzüglich (denn das kleinere Geschmeiß „laßt im Dunkeln) die thätigen Brüder Schle„gel, nicht nur Friedrich, den offenen Pabst„ritter vom Sporn, sondern auch den hinterhäl„tigen Sir Wilhelm. Dem wünschen wir zu

„seiner Indischen Buchdruckerei noch mehrere des
„barbarischen Morgenlandes, u. s. w.

S. 353, 354.

„Mit solchem Anwachs voraussetzender und
„sich selbst „construirender" Idealdenker verbrüder=
„ten sich anwachsende Idealdichter, deren Ideal,
„Urschrei der Wildniß, und Urkunst des wildkräf=
„tigen Mittelalters, unter dem Namen der Ro=
„mantik römelte. Wie den alten Kant jene
„kräftigen Voraussetzer abgesetzt, so erhuben die
„kräftigen Romantiker einen Urschrei, um Deutsch=
„lands altende Gesangmeister, Zöglinge des klas=
„sischen Alterthums, bis auf Einen von unalten=
„der, und etwas bedenklicher Jugendkraft, mit=
„samt den altgriechischen und altrömischen Hei=
„den, herabzuschreien. Selbst Idealdenker befiel
„einst idealpoetische Wuth; nicht nur den Denk=
„mann der Lucinde, auch Bessere drängte es,
„Kraftverse zu construiren. Man lud öffentlich
„junge Männer von Kraft, sich anzuschließen;
„Schutzbedürftige folgten im Troß; und endlich
„im Jahr 1807 verkündete der Rottmeister Wil=

„helm Schlegel mit lautem Ruf: „eine un„sichtbare Gemeinschaft edler Menschen," zur „Verjüngung der kräftigen Pfaffenzeit."

S. 379.

„Was soll die Versicherung (des Hrn. Creu„zer) die Reformation habe doch auch Erfreuli„ches bewirkt, und aus Dankbarkeit, für seine „Ausbildung als Mensch und Gelehrter, gedenke „er im evangelisch-protestantischen Glauben fer„ner zu leben und auch zu sterben? So redeten „Stark und Haller; so reden Tieck und „Wilhelm Schlegel, und alle mystischen Pabst„verehrer, die Haller unter hohen und niedri„gen Protestanten, sogar unter Gelehrten und „Geistlichen, in Menge, und beinah sprung„fertig, bemerkt haben will."

Th. II. S. 239. — 241.

„Neben den älteren Pflanzschulen des rö„mischen Nachtsonnenthums entstand in den Neun„zigern die Schule der Romantiker; welcher „Name zugleich auf Dichtformen des Mittelal„ters und auf Rom anspielen sollte. Sie auch

„unterwarf die Vernunft dem freien Spiele der „Fantasie, zur Auffrischung des alten Glaubens. „Sie versprach, aus der Kälte der Vernunft in „die Wärme der Fantasie zu retten, aus nüch- „terner Beschränktheit in zwanglosen Rausch der „Willkühr, aus gemeinen Ansichten und Gesin- „nungen in entzückten Geistesflug, aus der Prosa „des wirklichen Lebens in die erhebende Poesie, „die eins sey mit — Religion.

„Solche Lehren der Romantiker wiederhohlte „Wilhelm Schlegel ungescheut bei dem Ro- „storfischen Dichtergarten in der Jen. A. „L. Zeitung 1807. Nr. 220. Ihm ist die Poesie „nun wieder eine freie Kunst. „Der Fantasie, „sagte er, werden die größten Rechte eingeräumt, „und sie verwendet die übrigen Kräfte und An- „triebe der menschlichen Natur zu sinnreichen Bil- „dungen gleichsam nur in ihrem eignen Dienste, „und mit keinem anderen Zweck, als sich ihrer „gränzenlos spielenden Willkühr bewußt zu wer- „den." Aber mehr als lustige Fantasiespiele, dünkt „ihm, bedarf der Weltlauf; man sucht „eines be-

„geisterten Glaubens festen Halt, man sucht Er-„quickung des Gemüths und Stärkung. „Die „Poesie muß ans Herz greifen, und Gegenstän-„den huldigen," um welche Liebe und Vereh-„rung eine unsichtbare Gemeinschaft ed-„ler Menschen versammelt."

„Und was sind die Gegenstände der Huldi-„gung? Wilhelm läßt ein Sonett seines Bru-„ders Friedrich sie aussprechen: „Die lichten „Zeiten, als Rittermuth der Andacht sich verbun-„den." Also die vom Hildebrandischen Sonnen-„thum erleuchteten Zeiten durch poetische Künste zu „empfehlen, verband sich eine unsichtbare Gemein-„schaft edler Romantiker. Bald hatte Friedrich „Schlegel, und ein Trupp der Edlen, auch mit „der That gehuldigt."

S. 252.

„Wilhelm Schlegels edle Geheimbünd-„ner zur Herstellung der Hildebrandischen Dom-„herrnzeit, von welchen ein Klupp im Jahr 1805 „sich bei uns (in Heidelberg) eingenistet, übten „zumeist nur Sang und Klang für die geahnten

„Anschauungen des karfunkelnden Orients und des „südlichen Sonnenthums. Sie pilgerten nach „Rom, meistens in poetischer Fantasie, zum Theil „auch wirklich."

S. 315.

„Noch früher, gewiß schon im Jahr 1804, „gehörte Creuzer *) zum Geheimbunde der Ro„mantiker, dessen Zweck, Herstellung des Mit„telalters, der eitele Wilhelm Schlegel in „einer Recension der Jen. Litt. Zeitung 1807. „Nr. 220. unbedacht ausplauderte. Friedrich „Schlegel und mehrere bekannten sich öffentlich „zum Pabst; Wilhelm glaubt, wie Creuzer, „noch Protestant zu seyn; und Ludwig Tieck „verhehlt seine Abschwörung. Siehe Bestät. d. „Stolberg. Umtriebe, S. 113. — 118."

---

*) Erst im J. 1818 hatte ich das Vergnügen, nähere persönliche Bekanntschaft mit Hrn. Creuzer zu stiften. Vorher hatte ich ihn nur ein einziges Mal bei einer Durchreise im J. 1808 auf kurze Augenblicke besucht.

Ich glaube keine der Stellen, wo von dem vermeynten geheimen Bunde die Rede ist, übersehen zu haben. Der einzige Scheinbeweis, welchen Voß dafür aufzutreiben wußte, war die Stelle in der Allgemeinen Litteratur-Zeitung; deswegen kommt er unaufhörlich darauf zurück. Meine Leser werden sehr erstaunt seyn, wenn ich ihnen die angeführten Worte im Zusammenhange des Aufsatzes vorlege, über dessen Veranlassung ich nur weniges im Voraus zu erinnern habe.

Ein liebenswürdiger und gebildeter Mann, mit dem ich ohne lange fortgesetzten Umgang in einem freundschaftlichen Verhältnisse stand, ein jüngerer Bruder meines verewigten Freundes Novalis, Freiherr von Hardenberg, hatte unter dem Titel Dichtergarten, und unter dem Namen Rostorf eine Sammlung von Gedichten als Taschenbuch auf das Jahr 1807 herausgegeben. Diese Sammlung enthält eine beträchtliche Anzahl Stücke von meinem Bruder Friedrich, theils Lieder, theils Spruchgedichte. Mir war besonders darum zu

thun, auf diese die Aufmerksamkeit des Publicums zu lenken, wegen ihrer Beziehung auf die Zeitereignisse, und wegen der vaterländischen Gesinnung, welche sie athmeten. Es war Grundsatz bei der Litteratur-Zeitung, nahe Verwandte und vertraute Freunde der Verfasser nicht als Beurtheiler auftreten zu lassen. Indessen trug man kein Bedenken, hier eine Ausnahme zu machen. Die Herausgeber mochten wohl sich überzeugt haben, daß das den Gedichten meines Bruders ertheilte Lob nicht aus einer verzeihlichen brüderlichen Partheilichkeit entsprungen, sondern in der Wahrheit gegründet war.

Der Aufsatz ist mit W. unterzeichnet. Ich bemerke im Vorbeigehn, daß Voß widerrechtlich handelte, indem er eine förmliche Denunciation gegen mich auf eine anonyme Schrift gründete. Dieses darf man nur dann thun, wenn man den gerichtlichen Beweis führen kann, daß der Angeklagte wirklich der Verfasser sey, welches Vossen schwer gefallen seyn möchte. In dem freien und freimüthigen England wird das Recht der Ano-

nymität, sowohl von Herausgebern politischer und litterarischer Zeitschriften als von andern, nachdrücklich behauptet. Wo keine Censur ist, muß freilich irgendwer verantwortlich seyn; der Verleger kann nach Befinden der Umstände in Strafe genommen werden, aber den Verfasser braucht er niemals zu nennen. Indessen bestehe ich nicht auf meinem Rechte. Voß hat ganz richtig gerathen. Ich habe die Anzeige des Dichtergartens wirklich geschrieben. Wie ich damals erkannt zu werden wünschte, so rühme ich mich dessen noch jetzt.

Der Anfang lautet so:

„Wenn nüchterne Beschränktheit sich der Poe„sie anmaaßt, wenn die gemeinen Ansichten und „Gesinnungen, über welche uns eben die Poesie „erheben soll, aus der Prosa des wirklichen Le„bens sich verkleidet und unverkleidet wieder in „ihr einschleichen, ja sich ganz darin ausbreiten, „durch ihre Schwerfälligkeit ihr die Flügel läh„men, und sie zum trägen Element herunterziehn: „dann entsteht ein Bedürfniß, das Dichten wie„derum als eine freie Kunst zu üben, in welcher

die

„die Form einen vom Inhalte unabhängigen „Werth hat. Der Fantasie werden also die größ„ten Rechte eingeräumt, und sie verwendet die „übrigen Kräfte und Antriebe der menschlichen „Natur zu sinnreichen Bildungen gleichsam nur „in ihrem eignen Dienste, und mit keinem andern „Zweck, als sich ihrer gränzenlos spielenden Will„kühr bewußt zu werden. Diese Richtung ließ „sich vor einigen Jahren in Deutschland spüren. „Man ging den kühnsten und verlorensten Ahn„dungen nach; oft wurde mehr eine dichterische „Melodie der Gefühle leise angegeben, als daß „man sie in ihrer ganzen Kraft und Gediegenheit „ausgesprochen hätte; die Sprache suchte man zu „entfesseln, während man die künstlichsten Ge„dichtformen und Sylbenmaaße aus anderen Spra„chen einführte, oder neue ersann; man gefiel „sich vorzugsweise in den zarten, oft auch eigen„sinnigen Spielen eines fantastischen Witzes. Un„streitig ist hiedurch manches zur Entwickelung ge„kommen, und die Einflüsse davon dürften sich „selbst in den Hervorbringungen solcher Dichter

„nachweisen lassen, die unmittelbar an jener er„neuernden Bewegung am wenigsten Antheil ge„nommen. Die Ausartungen in eine leere müh„selige Gaukelei sind gleichfalls nicht unterwegs „geblieben.

„Andre Umstände schaffen andre Bedürfnisse: „denn der Sinn der Menschen wechselt, wie Ho„mer sagt, mit den Tagen, welche die waltende „Gottheit heraufführt. In einer Lage, wo man „nur an einem begeisternden Glauben einen fe„sten Halt zu finden wüßte, wo dieser Glaube „aber durch den Lauf der weltlichen Dinge gar „sehr gefährdet wäre: da würde in der Poesie „jenes luftige Streben, das wohl der Erschlaf„fung dumpfer Behaglichkeit mit Glück entgegen„arbeiten mochte, nicht mehr angebracht seyn. „Nicht eine das Gemüth oberflächlich berührende „Ergötzung sucht man alsdann, sondern Erquik„kung und Stärkung; und diese kann die Poesie „nur dann gewähren, wenn sie in ungekünstelten „Weisen ans Herz greift, und, ihrer selbst ver„gessend, Gegenständen huldigt, um welche Liebe

„und Verehrung eine unsichtbare Gemeinschaft „edler Menschen versammelt. Den letzten Ge„danken spricht ein Gedicht von Friedrich Schle„gel am Eingange mit würdigem Nachdrucke aus:

An die Dichter.

Buhlt länger nicht mit eitelm Wortgeklinge!
Unedle laßt in Hochmuth sich aufblähen,
Sich um den eignen Geist bewundernd drehen,
Beseligt, daß so Einz'ges ihm gelinge.

Laßt nicht der Eitelkeit verborgne Schlinge
Aushöhlend mich eur Herz umwinden sehen;
Treu dienend nur erklimmt der Dichtkunst Höhen,
Wer fühlt, wie heilig das sey, was er singe.

Den Heldenruhm, den sie zu spät jetzt achten,
Des Deutschen Namens in den lichten Zeiten,
Als Rittermuth der Andacht sich verbunden,

Die alte Schönheit, eh sie ganz verschwunden
Zu retten fern von allen Eitelkeiten:
Das sey des Dichters hohes Ziel und Trachten.

„Die ganze Sammlung ist in diesem Sinne „gedacht."

Man sieht, das erste bis zu dem Absatze ist rein litterarisch: es sind allgemeine Betrachtun-

gen über die poetischen Erzeugnisse des letztverflossenen Zeitraumes. Daß sie Vossen nicht gefallen konnten, glaube ich gern: in den ersten Zeilen sind ja, ohne Nennung seines Namens, seine eignen Gedichte unverkennbar geschildert. In dem folgenden würdigte ich nicht ohne Tadel das, was man damals die neuere Dichterschule nannte, und wozu mehrere meiner Freunde mit mir durch Einführung Italiänischer und Spanischer Formen in die Deutsche Sprache, oder durch erweiterten Gebrauch der schon eingeführten die Anregung gegeben hatten.

Der zweite Abschnitt bezieht sich auf die damalige Lage der öffentlichen Angelegenheiten: deutlich genug, denke ich, um von allen verständigen Lesern verstanden zu werden. Deutlicher konnte ich nicht sprechen, sonst hätten die Herausgeber der Litteratur-Zeitung es gar nicht einrücken dürfen. Mein aus der Schweiz eingesendeter Aufsatz erschien im September des Jahres 1807. Der Tilsiter Friede war geschlossen. Nach den unglücklichen Feldzügen der Jahre 1805,

1806 und 1807, nachdem die größten Mächte des festen Landes, Oesterreich und Rußland wiederhohlt, zuletzt Preußen, vergeblich und mit dem unglücklichsten Erfolge alles aufgeboten hatten, um der um sich greifenden Weltherrschaft Napoleons einen Damm entgegenzusetzen, schien alle Hoffnung verloren zu seyn. Die eroberten oder sonst Deutschen Fürsten entrissenen Länder wurden an Napoleonische Dynastien ausgetheilt. Bald darauf erstreckte sich das Französische Reich von der Gränze Dänemarks bis an die Gränze von Neapel. Die Bundesgenossen Napoleons, denen er augenblickliche Vortheile gewährte, konnten sich ihr künftiges Schicksal voraussagen. Deutschlands politische Unabhängigkeit war dahin; es war bestimmt, nach und nach dem Französischen Reiche einverleibt zu werden. Aber etwas noch weit höheres, das kostbarste Eigenthum der Menschheit, die geistige Bildung und die nationale Tugend, war dringend gefährdet. Wenn der Eroberer, der Länderverwüster Napoleon unwiderstehlich schien, so war der Despot, der Tyrann Na-

poleon noch weit furchtbarer als ein Menschenverderber. Er bot der Eitelkeit, dem Ehrgeize, der Habsucht die glänzendsten Lockungen aus; er belohnte mit beispielloser Freigebigkeit alle Talente, alle Eigenschaften, die ihm brauchbar waren. Nur Eine Bedingung war dabei: sein Herrscherwille, ja seine nur errathenen Winke mußten an die Stelle des Gewissens treten. In dieser Art stellte er seine Diener auf die härtesten Proben; er gab ihnen Aufträge, die mit ihrer früheren Denkart im stärksten Widerspruche standen: wenn sie sich dann nicht weigerten, so war er ihrer Ergebenheit gewiß. Die Poesie und Beredsamkeit schätzte er als Organe der Schmeichelei; die Künste, weil sie seine Thaten und den Glanz seines Hofes verherrlichten; die Mathematik und Naturforschung mußten zur Förderung der Kriegskunst und des Gewerbfleißes angebaut werden. Aber die Philosophie, das heißt der freie Gedanke, und die wahrhafte Geschichtschreibung waren ihm ein Gräuel: die Bücher des Tacitus hätte er gern aus der Welt geschafft. Alle Erzeugnisse des

menschlichen Geistes in dem Bereich seiner Macht mußten die Liverei der Knechtschaft tragen.

Die durch einen solchen Despotismus bei dessen Werkzeugen bewirkte Verwandlung des Französischen Nationalcharakters hatte ich schon Gelegenheit gehabt, aus der Nähe zu beobachten. Bonaparte's Günstlinge und Vertraute sprachen von Patriotismus, Menschenliebe und Gerechtigkeit wie von alten Weibermährchen. Sie wußten keinen Unterschied zwischen gut und böse, als was dem Kaiser gefiel oder misfiel. In Deutschland zeigten sich ähnliche Wirkungen: schon wurde der niedrigste Ton der Schmeichelei angestimmt; schon gab es Menschen genug, welche Napoleon als den Schöpfer eines neuen wiedergebohrenen Deutschlandes priesen.

In dieser namenlosen Trauer, unter so verzweiflungsvollen Aussichten, was blieb den Geistern übrig, die nicht bloß an der Erdscholle hafteten, den Herzen, welche noch Deutsches Blut durchströmte, als ein begeisternder Glaube; der Glaube an eine allgütige und allweise Vorsehung,

die über die Schicksale der Menschheit waltet; der Glaube, daß der Triumph des Bösen nicht auf die Dauer bestehen könne? Dann die Zuversicht, Deutschland sey noch nicht tief genug gesunken, um die Schmach eines ausländischen Joches geduldig zu ertragen; fremder Waffenruhm und fremdes Kriegsglück habe nur einen Theil seiner Bewohner geblendet, und es gebe noch Männer, denen die besiegte Partei gefalle; das nicht erloschene, nur eingeschläferte Selbstgefühl werde bei der ersten günstigen Gelegenheit erwachen, und mit seiner stolzen Kraft die künstlich geschmiedeten Bande zerreißen. Es war Pflicht, in der hoffnungslosesten Lage zu hoffen, und diese Hoffnung in Andern zu nähren: denn eine große Nation ist nur dann von aller Hülfe verlassen, wenn sie sich selbst aufgiebt. Und welches waren die Gegenstände, um welche Liebe und Verehrung eine Gemeinschaft edler Menschen versammelte? Das Vaterland, seine lange sicher besessene Unabhängigkeit und Würde; der alte Ruhm des Deutschen Volkes, die kühnen Heldenthaten, die

biedern männlichen Tugenden, die es, unter den verschiedenen Namen seiner einzelnen Stämme, seit beinahe zwei Jahrtausenden, seit den Cimbern und Teutonen, seit Julius Caesar und Ariovist, seit den Legionen des Varus, in die Jahrbücher der Welt eingezeichnet hat. Unsichtbar mußte diese Gemeinschaft freilich seyn, denn man war überall von Spähern umgeben. In einer Zeit, wo der Buchhändler Palm hingerichtet ward, weil er die Schrift „das erniedrigte Deutschland" gedruckt hatte, und den Verfasser nicht nennen wollte, war es unmöglich öffentlich und unverkleidet zu sprechen. Aber die Gleichgesinnten verstanden sich aus der Ferne und auf das halbe Wort. Welchen höheren Zweck konnte sich die Poesie vorsetzen als den, das heilige Feuer der Vaterlandsliebe unter der Asche glimmend zu erhalten, bis es einmal wieder in helle Flammen auflodern könnte?

Auch ich, kaum von einer schweren Krankheit genesen, dichtete damals vaterländische Lieder: eines bei der Eröffnung des Feldzuges im Jahr

1806, ein anderes bei der allgemeinen Entwaffnung. Aber ich war entfernt: Freundschaft und Dankbarkeit hielten mich in Frankreich fest. Diese Gedichte konnten also nicht an ihre Bestimmung gelangen: sie nur schriftlich aufzubewahren, hätte schon die Freunde, bei denen ich lebte, in Gefahr gebracht. Noch sind sie mir zum Theil im Gedächtnisse; der Aufruf wäre auf empfängliche Gemüther vielleicht nicht unwirksam gewesen; aber für diese friedlichen Zeiten sind die damals gesprochenen Worte zu flammend: sie haben meinem Vaterlande nichts genützt, so mögen sie in Vergessenheit begraben bleiben.

Ich weiß mir Vossens Mißdeutung nicht anders zu erklären, als durch die Annahme, daß er von allen den Begebenheiten, welche damals und in den folgenden Jahren die Schicksale Europa's entschieden, nichts erfahren hatte. Er saß ruhig zwischen seinen vier Pfählen, hinter seinem Gartenzaun, über welchen hinauszublicken er niemals verstanden hat. Die anrückenden Heere hatten seine Kohlpflanzen noch nicht zertreten: folglich

stand noch alles gut. Das Kriegsgetümmel, wovon die Erde dröhnte, der prahlende Triumph der Sieger, die Wehklagen der Völker drangen nicht bis zu seinem Ohr. Er hatte ganz andre Beschäftigungen. Er sammelte Stoff zu seiner Anti-Symbolik; er wiederkäuete die Zurücksetzungen und Beleidigungen, die er von seinem ehrwürdigen Lehrer und Wohlthäter Heyne vor etlichen dreißig Jahren erlitten zu haben vermeynte, um sie nach einem halben Jahrhundert dem Publicum abermals der Länge und Breite nach zu erzählen; er klaubte aus einem Aufsatze, worin ich mein überwallendes Herz mit Gewalt zurückhielt, eine Stelle heraus, wodurch er mich eine Anzahl Jahre nachher meinen evangelischen Mitbürgern verdächtig zu machen hoffte.

Aber in dem abgeschriebenen Sonett, worin ich meine eignen Gesinnungen wiederfand, hatte doch mein Bruder die deutsche Vorzeit gelobt: also die Priesterherrschaft, den Aberglauben, die Unwissenheit, die Barbarei des Mittelalters! Welche Art zu folgern! — Die Dichter werden

aufgefodert, große Gegenstände mit allem Ernste eines davon ergriffenen Gemüths zu besingen:

Den Heldenruhm, den sie zu spät jetzt achten,
Des Deutschen Namens in den lichten Zeiten,
Als Rittermuth der Andacht sich verbunden.

„In den lichten Zeiten," das heißt, in den ruhmvollen, glorreichen Zeiten; das vorhergehende, was Voß ausgelassen, läßt nicht der mindesten Zweideutigkeit Raum. Es konnte meinem Bruder nicht einfallen, in Bezug auf Wissenschaft und Gelehrsamkeit dem Mittelalter vor der heutigen Zeit den Vorrang zuzuschreiben. In einem andern Gedichte derselben Sammlung, Deutsche Sinnesart, preiset er ja, daß der Deutsche jede ausländische Entdeckung und Erfindung sich sofort aneigne.

Was in Kunst und Wissenschaft
Fremder Himmel Hohes schafft,
Ward von ihm alsbald erkannt,
Wuchs so mächt'ger seiner Hand.

Dort aber ist bloß von der Thatkraft der Vorzeit die Rede. Waren die Zeiten eines Otto des Großen, eines Friedrich Rothbart etwa nicht glor-

reich für Deutschland? Was konnte mehr geeignet seyn, das Nationalgefühl der Deutschen zu wecken, als die Vergleichung jener Zeiten, wo ihr frei erwähltes Oberhaupt seine Oberherrlichkeit weit über die Länder Deutscher Zunge hinaus, sein schiedsrichterliches Ansehen fast über Europa walten ließ, mit dem damaligen Zustande, wo Deutschland ein militärisch vorgeschriebenes neues Staatsgesetz von Frankreich empfing?

Als Rittermuth der Andacht sich verbunden.

Was hat nur in dieser Zeile Vossens Unwillen so gewaltsam erregt? Die Erwähnung des Muthes? oder der Andacht? oder des Ritterthums? Ja! tapfer waren die alten Ritter: das hat ihnen noch niemand abgestritten. Andächtig waren sie auch meistens, nach ihrer einfältigen schlichten Weise, nach den Lehren und Formen der Römischen Kirche, weil es im Europäischen Abendlande keine andere gab. Daran thaten sie nun nach Vossens Meynung schon sehr übel: aber wie konnten sie anders? Endlich vollends waren sie Ritter: das war abscheulich! Aller-

dings, der Unterschied der Stände war im Mittelalter stark bezeichnet; dieß ging mit Nothwendigkeit aus der damaligen Stufe der Cultur hervor: sobald der Gewerbfleiß der Städte emporkam, fühlten auch die Bürger sich stolz neben dem Adel, und erwarben sich Rechte und Freiheiten. Der Adel war, was er längst zu seyn aufgehört hat, ein erblicher Kriegerstand. Wenn aber irgend etwas die Härte der geselligen Verhältnisse mildern, den Misbrauch der Waffengewalt hemmen konnte, so waren es die Grundsätze des Ritterthums, welches vorschrieb, die Hülfsbedürftigen zu beschützen, der Wehrlosen zu schonen, und den Kampf ohne Hinterlist mit gleichen Waffen zu führen.

Nichts kann die Menschheit mehr adeln als die Verbindung der Tapferkeit mit ächter Frömmigkeit. Der bloß weltlich gesinnte Krieger mag für irdischen Besitz und Ruhm sein Leben muthig daran wagen; dieser Muth kann durch Leidenschaft bis zur Tollkühnheit gesteigert werden; der ungerechteste Eroberer und seine raubsüchti-

gen Krieger können in der Lust der Gefahr gleichsam schwelgen. Aber zur besonnenen freiwilligen Aufopferung gehört uneigennützige Vaterlandsliebe, das Vertrauen auf die gerechte Sache, das Bewußtsein einer erfüllten Pflicht, vor allem der Glaube, das irdische Daseyn habe nur in Bezug auf höhere und unvergängliche Güter einen wahren Werth. Wie sehr sittliche Antriebe den männlichen Muth stärken, das wußte schon Homer, als er den Hektor sagen ließ:

Ein Wahrzeichen vor allen, dem Heimatlande zur Wehr stehn!

Von den übrigen dem Dichtergarten eingerückten Gedichten meines Bruders habe ich in dem oft erwähnten Aufsatze ausführlich gesprochen. Unter anderen sagte ich:

„In Friedrich Schlegels früheren Gedichten „ist zuweilen der Ausdruck nicht bis zur völli„gen Klarheit gediehen; die hier mitgetheilten „hingegen sind, ohne Anstrengung oder Be„wußtseyn irgend eines Kunstbestrebens unmit„telbar aus dem Gemüth geflossen. So wie

„die Gesinnungen, sind die gewählten Weisen der „meisten Stücke ächt national. In den Liedern „geht Schlegel ganz auf der Bahn eines Opitz, „Flemming, und andrer unserer gediegenen und „vollherzigen alten Dichter; in den Sprüchen „(einer den Deutschen vorzüglich eigenen, und „mit Recht ehemals unter ihnen beliebten Gat„tung) schließt er sich an noch ältere, z. B. den „Verfasser des Freigedank und ähnliche an."

Diese Stelle hat Voß nicht abgeschrieben: sie hätte seinen ganzen Handel vordorben. Die Anpreisung unsers Opitz und Flemming schmeckt nicht nach einem geheimen Plane zur Herstellung des Pabstthums und der Geisteskncchtschaft. Beide waren eifrige Protestanten: sie haben sich in den wilden Zeiten des dreißigjährigen Krieges als vaterländisch gesinnte Männer bewährt, und die Helden der Religionsfreiheit gepriesen. Ich verglich ferner die Sittensprüche meines Bruders mit denen im Freigedank, einem Werke des Mittelalters. Aber Vossens düstres und knechtisches Mittelalter ist ein wesenloses Fantom, dem nie

etwas

etwas in der Wirklichkeit ähnlich gesehen hat. Er focht mit Gespenstern, in der Vergangenheit, wie in der Gegenwart. Ich habe in andern Schriften das Mittelalter von manchen Seiten gelobt; das hat auch Johannes Müller gethan, der größte Kenner dieses Theils unserer Geschichte. Die verkehrten Vorstellungen vom Mittelalter, welche aus dem Dünkel einer seichten Aufklärung, und aus der tiefsten historischen Unwissenheit hervorgegangen waren, sind nun schon längst in der öffentlichen Meynung berichtigt. Nur Voß ist starr daran hängen geblieben. Möchten wir nur mit der Kraft unserer Väter, auch etwas von ihrer Freimüthigkeit geerbt haben! Der Freigedank, zum Beispiel, entspricht seinem Namen vollkommen. Das Buch enthält zwar theologische Sprüche nach dem katholischen Lehrbegriff; aber auch Sinnsprüche voll philosophischen Tiefsinns; aber auch Aeußerungen über die kirchlichen Misbräuche, deren Kühnheit in Erstaunen setzen muß *). Diese,

*) Ich setze aus dem wenig bekannten Buche, wovon wir noch keine kritische Ausgabe, sondern

so wie manche Lieder unserer Minnesänger und Meistersänger, sind Vorboten der Reformation.

Die meisten Gedichte meines Bruders in der von mir beurtheilten Sammlung sind, wie ge-

---

bloß einen fehlerhaften unlesbaren Abdruck haben, einige Proben her, der leichteren Verständlichkeit wegen mit erneuerter Schreibung, und Auslassung der Zeilen, worin nicht zu enträthselnde falsche Lesearten vorkommen.

Mancher hin zu Rome fährt,
Der von Raub dar und dannen zehrt,
Und gicht, der Pabst habe ihm vergeben,
Was er gesündet habe sein Leben;
Und wem er Schaden hätte gethan,
Deß habe er ihn alles ledig gela'n.
Wer das gicht, der ist betrogen,
Und hat den Pabst angelogen.
Alle Abläße liegen nieder,
Man gelte dann und gebe wieder
Nach Gnaden und nach Minnen:
So soll man Sühne gewinnen.
Der Ablaß dünket Thoren gut,
Den ein Gauch dem andern thut:
Die Gnade einem Esel wohl ziemt,
Daß er einem Ochsen Sünd' abnimmt.

— — — — — — — — — —

Der Pabst hat ein schönes Leben.
Mag er Sünde ohne Reu vergeben

sagt, patriotischen Inhalts *). Die wenigen religiösen sind allgemein; eins darunter, das Gebet:

Wie könnt' ich, Vater, noch wohl zagen,
Da deine Hand mich sichtbar führt? u. s. w.

So sollte man ihn steinen,
Ob er der Christen einen
Oder deheiner Schlachte Barn
Ließe hin zur Höllen fahr'n.
— — — — — — — — — —
Alle Schatzes Flüsse gehn
Zu Rome, bis sie da bestehn;
Und Rome doch nimmer wird voll:
Das ist ein unsinnig Hohl!
So kommt alle Sünde dar,
Die nimmt man da den Leuten gar.
Wo sie die behalten,
Deß muß Glück walten.
Zu Rome ist alles Rechtes Kraft,
Und aller Falschheit Meisterschaft.
Römisch Segen und sein Gebot
Die sind Pfaffen und Layen Spott.
— — — — — — — — — —
Wer auch falscher Eide gehrt,
Der findet ihrer gute Pfennigwerth,
Was zu Rome feiles ist;
Da sieht man manchen falschen List.
Weib' und Pfaffen leben da wohl:
Die zweie niemand scheiden soll.

*) Da den meisten Lesern das Taschenbuch wohl nicht zur Hand ist, so setze ich das Verzeichniß

könnte, ganz wie es ist, in unsre Gesangbücher aufgenommen werden, wie wir denn auch ein Lied des gleichfalls von Voß angefeindeten Novalis mit großer Erbauung in unsern Kirchen singen.

Der Uebertritt meines Bruders Friedrich von Schlegel, zur Römisch Katholischen Kirche ist erst im Sommer des Jahres 1808 in Deutschland bekannt geworden. Gesetzt aber auch, ich hätte diesen Uebertritt schon im vorhergehenden Jahre

---

her, damit jeder in der Sammlung der Gedichte meines Bruders nachschlagen, und sich selbst hievon überzeugen könne.

An die Dichter. An Viele. Im Walde. Frankenberg bei Achen. Das Gedicht der Liebe. Calderon. An Camoens. Spruch. Gesang. Sinnbild. Spruch. Wechselgesang. Das versunkene Schloß. Spruch. Eulenspiegels guter Rath. Mahomets Flucht. An den Befreier. Spruch. Spruch. Gebet. Friede. Spruch. Spruch. Das Alte und das Neue. Im Spessart. Deutsche Sinnesart. Eintritt in die Deutsche Schweiz. Auf dem Feldberge. Weihe des Alten. Spruch. Fortunata.

vorausgesehen, oder vermuthet, oder gewußt: war es mir nicht erlaubt, aus seinen öffentlichen Aeußerungen diejenigen hervorzuheben, womit ich vollkommen einverstanden war: die Ansicht der Zeitereignisse, die vaterländischen Gesinnungen? Sind nicht die Geister frei? und bin ich für die Ueberzeugungen und Lehren meiner Freunde solidarisch verantwortlich? Kann mir zugemuthet werden, gegen einen Bruder, mit dem ich so lange in inniger Gemeinschaft und Verbrüderung der Geister wissenschaftlich und litterarisch gewirkt, mich ausdrücklich und öffentlich zu erklären? Ich sollte nicht meynen, wiewohl ich mir das Recht dazu vorbehalte. Wenn seitdem, nicht bloß über die Religion, sondern auch über viele andre Gegenstände unsere Ansichten und Meynungen sich noch viel weiter, ja unvereinbar getrennt hätten: ist es nicht genug, wenn ich fortfahre zu lehren und zu schreiben, was mir nach der redlichsten Prüfung für Wahrheit gilt?

Im Jahr 1807 war jener Aufsatz geschrieben; siebzehn Jahre nachher gründete Voß dar-

auf seine Anklage gegen mich. Wenn nach allem obigen sein anfängliches Mißverständniß noch einigermaaßen begreiflich wäre: hätte nicht mein nachheriger Lebenslauf, der ihm unmöglich ganz unbekannt bleiben konnte, ihn aus dem Irrthume ziehen müssen? Volle vierzehn Jahre, vom Frühlinge 1804 bis 1818 lebte ich mit Ausnahme eines halbjährigen Besuchs und der im Hauptquartiere der Nord-Armee zugebrachten Zeit, entfernt von Deutschland; und es war mir schon physisch unmöglich, die Wirksamkeit des eingebildeten Bundes zu leiten. Aber, in Wahrheit! der Druck des weltlichen Despotismus lastete zu schwer auf mir, als daß ich Lust und Muße gehabt hätte, für die Herstellung eines geistlichen Despotismus zu arbeiten. Ich lebte im Hause der Frau von Stael, der edeln Frau, welche wegen ihres festen Sinnes, der sich durchaus zu keiner schmeichlerischen Huldigung verstehen wollte, wegen der Wärme, womit sie sich der Unterdrückten annahm, wegen ihres Europäischen Ruhmes und ihrer unwiderstehlichen Beredsamkeit

schon dem Consul Bonaparte, nachher dem Kaiser Napoleon vor allen verdächtig war, und immer mehr das Ziel seiner Verfolgungen ward. Nachdem Napoleon erklärt hatte, es gebe politische Verbrechen, welche die Staatsraison nicht erlaube, zur öffentlichen Kenntniß gelangen zu lassen, welche man deswegen ohne Gericht und Urtheil in aller Stille beseitigen müsse; nachdem er, in Folge dieses Considérant, sechs Bastillen für eine in Frankreich eingerichtet hatte: so konnte man sich ohne einen allzu kühnen Schwung der Einbildungskraft die Einschließung in ein Staatsgefängniß ganz natürlich vorstellen. Platz genug war da. Es ist thöricht, unnützer Weise der Tyrannei eine Art von Recht gegen sich zu schaffen. In Frankreich legte mir die Rücksicht auf meine Freundin die größte Vorsicht und Zurückhaltung auf; aber gleichgesinnten Landsleuten mich zu eröffnen, versäumte ich keine Gelegenheit. Es geschah in Wien im Jahre 1808 am Schlusse meiner Vorlesungen vor dreihundert Zuhörern. Unter dem Vorwande, Gegenstände der Deutschen

Geschichte zu großen dramatischen Darstellungen zu empfehlen, sprach ich die vaterländische Erinnerung, den Schmerz über die Gegenwart, und den Glauben an eine bessere Zukunft aus. Der Französische Gesandte und mehrere von verbündeten Staaten waren gegenwärtig: einige meiner Freunde fanden, ich hätte mich zu weit gewagt. Meine Worte mochten wenig Beredsamkeit haben; aber in der damaligen Lage, unter so dringenden Besorgnissen, so zweifelnden Hoffnungen bewirkten sie eine sichtbare Rührung und ungewöhnliche Bewegung der Gemüther; ich erhielt viele Beweise des Beifalls und der Theilnahme.

Von Wien aus machte ich eine Reise nach dem Norden von Deutschland, um meine Mutter und meine Geschwister zu besuchen. Hier sah ich meinen Geburtsort in eine Landstadt des Westphälischen Königreichs verwandelt. Ich fand viele Kurzsichtige, welche glaubten, die Ruhe der Staaten sey nun für immer gesichert; Begünstigte der neuen Macht, denen alles in rosenfarbenem Lichte erschien; aber auch freigesinnte Män-

ner, welche die Schmach eines solchen Joches, eines so läppischen Provinzial-Despotismus unter der Vormundschaft des eisernen Europäischen, tief empfanden, und auf Herstellung hofften: unter diesen meine Brüder, den Rechtsgelehrten in Hannover und den Geistlichen in Göttingen. Unvergeßlich bleibt mir das Gespräch mit meinem ehrwürdigen Lehrer Heyne. Hoch bejahrt, in einer körperlichen Verfassung, die ihn seinen nahen Tod voraussehen ließ, sprach er von der Lage Deutschlands mit der feurigen Indignation eines Jünglings. Besonders aber beschäftigte ihn die Gefahr der eindringenden Barbarei, indem bei der Verschwendung eines üppigen Hofes und den militärischen Anstrengungen von den erpreßten Staatseinkünften nichts für den öffentlichen Unterricht übrig blieb, den man auch geflissentlich herunterbringen wollte. Er hat die Stiftungen für Wissenschaft und Gelehrsamkeit gegen die ausländischen Staatsminister mit dem beharrlichsten Muthe verfochten. Hierin stand ihm Johannes Müller bei, aber, wie mir Heyne scho-

nend andeutete, nicht mit gleicher Festigkeit. Auch Johannes Müller besuchte ich in Cassel, und es entging mir nicht, daß er unter dem reichgestickten Rock, womit er täglich an jenem abgeschmackten Hofe erscheinen mußte, an einem gebrochenen Herzen sich verzehrte. Er unterhielt mich von seinem Lieblingsgedanken, ganz von den Geschäften zurückgezogen, wieder als Gelehrter zu leben. Im folgenden Jahre erfuhr ich den Tod des in seltenem Grade wohlwollenden, nur zu schwachen Mannes, ohne Befremden, aber mit tiefer Rührung.

Die zweite Ausgabe meiner Gedichte erschien im Jahre 1811, als Napoleons Weltherrschaft ihren höchsten Gipfel erreicht hatte. Hier sagte ich in einem Gedicht auf der Reise, auf dem Rückwege aus Frankreich nach der Schweiz bei Fort l'Ecluse:

Fremde Sitten, fremde Zungen
Lernt' ich üben her und hin;
Nicht im Herzen angeklungen,
Stärkten sie den Deutschen Sinn.

Lang' ein umgetriebner Wandrer,
Wurd' ich niemals doch ein Andrer.

Theure Brüder in Bedrängniß,
Euch geweiht ist all mein Schmerz!
Was euch trifft, ist mein Verhängniß;
Fallt ihr, so begehrt mein Herz,
Daß nur bald sich mein Gebeine
Vaterländ'schem Staub vereine.

Die Beziehung der letzten Strophe hob ich noch bestimmter heraus durch die Angabe des Zeitpunktes der Abfassung: es war im Frühlinge des Jahres 1807, vor Wiedereröffnung des Feldzugs. In einem andern Gedicht an die Irrführer heißt es:

Helft nun! Die Riesenflügel spreizt der Geier,
Er facht im Lande der Verwüstung Lohe,
Und noch ruft Recht und Wahrheit tauben Ohren.

Welcher Leser konnte wohl in dem riesenhaften Geier das Feldzeichen Napoleons, den usurpirten Römischen Adler, verkennen? Um die Aufmerksamkeit der Censur abzulenken, setzte ich darüber: „Nach dem Propheten Jesaïas;" wie denn auch viele Ausdrücke und Gleichnisse aus dem hei-

ligen Sänger entlehnt sind. Da mir mehr und mehr die Hoffnung verschwand, jemals wieder in Deutschland leben zu können, so wünschte ich meinen Landsleuten in diesen und andern Gedichten wenigstens ein Zeugniß meiner Gesinnungen zu hinterlassen.

Im Frühlinge desselben Jahres 1811 wurde ich auf eine Denunciation des Präfecten von Genf bei dem Polizei-Ministerium aus dem Französischen Reiche verbannt. Nach dem Einzuge der Alliirten in Paris habe ich das Original dieser Denunciation in Händen gehabt. Sie lautete dahin: ein gewisser M. Chelègue, mehrjähriger Hausgenosse der Frau von Stael, sey anti-Napoleonisch, anti-Französisch, mit einem Worte Deutsch gesinnt, und müsse ferner nicht in Frankreich geduldet werden. Der Präfect hatte wenigstens keine Unwahrheit gesagt: so verhielt es sich wirklich. Ich zog mich nach der Schweiz zurück, und bat in Bern den Kanzler des Schweizerischen Bundes, Hrn. Mousson, mich offenherzig über meine Lage aufzuklären: ob die Schweiz

mich beschützen könne, falls mein Aufenthalt der Französischen Regierung verdächtig würde? Er erwiederte: die geringe Kraft des Widerstandes, welche die Schweiz noch besitze, müsse für die öffentlichen Angelegenheiten aufgespart werden; für Privat-Interessen bliebe nichts übrig; selbst die Ansiedelung in der Schweiz, die Erwerbung des Bürgerrechtes in irgend einem Canton, könne mir nach meiner Vertreibung aus Frankreich nicht mehr helfen.

Im Sommer 1812, eben bei dem Ausbruche des Russischen Krieges, begleitete ich Frau von Stael auf ihrer Flucht vor Napoleon nach England, als dem Freihafen der Menschheit. Sie wurde wie eine Gefangene betrachtet, ihr Vorhaben mußte äußerst geheim gehalten werden, und um zum Ziele zu gelangen, mußte sie Europa umkreisen. Nach aller Wahrscheinlichkeit mußten wir, jeder von seinem Vaterlande, für immer Abschied nehmen. Dieser Gedanke brachte meine verewigte Freundin beinahe zur Verzweifelung. Ich stärkte ihren wankenden Entschluß, ich suchte

ihr Muth einzuflößen. — „Fassen Sie sich! Die„ser gewaltsame Zustand kann nicht dauern. Ich „bin fest überzeugt, ich werde noch das Glück ha„ben, Sie über Dover und Calais nach Paris „zurück zu begleiten." — Und so erfolgte es wirklich binnen weniger als zwei Jahren. Nach der Katastrophe in Fontainebleau eilte ich sogleich, um mein gegebenes Wort zu lösen, aus den Niederlanden nach England, wohin ich mich mit dem ersten Großbritannischen Packetboot einschiffte, das in Calais gelandet war. —

Nach Ueberwindung mancher Schwierigkeiten und Beschwerden, zuletzt noch der Gefahr eines Schiffbruchs während der Aequinoxial-Stürme auf dem Bothnischen Meerbusen, langten wir glücklich in Stockholm an. Hier, zum erstenmal mit freier Hand, entwarf ich die Schrift: Sur le système continental, welche zu Anfange des Jahres 1813 erschien. Diese Schrift war zunächst dazu bestimmt, die öffentliche Meynung in Schweden aufzuklären*).

*) Der Eigenthümer der einzigen Druckerei in Stockholm, welche auf den Druck eines Franzö-

Sie wurde in das Schwedische, Russische, Deutsche und Englische übersetzt; im Originale in England, Deutschland, zuletzt in Paris wieder gedruckt. Während des Feldzuges begleitete ich den Kronprinzen, jetzt regierenden König von Schweden als sein Secretär, um für die Zwecke des Europäischen Bundes Schriften in Französischer und Deutscher Sprache auszufertigen. Ich hatte das Glück, naher Zeuge großer Thaten und denkwürdiger Begebenheiten zu seyn. Ich lief dabei keine andre Gefahr als die, wenn ich in die Ge-

---

sischen Buches eingerichtet war, wagte nicht meine Schrift zu drucken, bis er die eigenhändige Versicherung des Hofkanzlers hatte, daß sie mit voller Genehmigung der Regierung erscheine. Er war bisher ein Bewunderer Napoleons gewesen, und hatte mehrere Anpreisungen seines politischen Systems verlegt. Nachdem er aber aus dem Absatz meiner Schrift, wovon er das Manuscript unentgeltlich erhielt, beträchtliche Summen gelöst hatte, so fing er an seine Meinung zu verändern, und Napoleons wahre Größe zu bezweifeln.

fangenschaft des Feindes gerieth, wie ein aufrührischer Unterthan des Westphälischen Königreichs, und wie ein Hochverräther behandelt zu werden. So hatte Napoleon mit dem General Winzingerode, ebenfalls aus Hannover gebürtig, gegen alles Kriegsrecht verfahren wollen, und hätte es gethan, wenn der General nicht durch Czernischeff befreit worden wäre. Hätte ich über Napoleons Grundsätze des Staatsrechts noch irgend einen günstigen Zweifel gehegt, so konnte ein heftiger Ausfall von ihm in der Leipziger Zeitung, der einzigen, welche nach dem Rückzuge von Dresden noch in seiner Gewalt war, gegen den Kronprinzen von Schweden und dessen Umgebungen, worunter auch ich bezeichnet und genannt war, mich hinreichend ins Klare setzen *).

*) Kurze Zeit vor der Leipziger Schlacht besuchte ich den General Woronzoff in seinem Lager, der in starken Eilmärschen von einem Streifzuge jenseits der Saale zurückkam. Verspätet durch die Ermüdung meiner Pferde in grundlosen Wegen, hatte ich der Schwedischen Kanzlei nicht folgen

Ich übergehe die nächsten Jahre, während welcher ich mich bemühte, die hergestellte Ruhe für meine Lieblings-Studien zu benutzen, dabei aber theils durch öffentliche Ereignisse, wovon ich wiederum Zuschauer war, theils durch Schicksale, die mich schmerzlich betrafen, vielfältig gestört ward. Ich bemerke nur, daß ich die ganze Zeit bis zum Frühlinge des Jahres 1818 entfernt von Deutschland abwechselnd in Frankreich, der Schweiz und Italien zubrachte. Mein letztes Geschäft vor meiner Rückkehr war die Herausgabe des Werkes: Considérations sur les principaux événements de la Révolution Françoise, ouvrage posthume de Madame de Stael, welche ich ge-

---

können, und mußte noch in der Nacht allein mehrere Meilen zurücklegen, um das Hauptquartier zu erreichen. Als ich im Winter darauf mit dem General Woronzoff in Hannover zusammentraf, sagte er mir bei der ersten Begrüßung: „Als „Sie an jenem Abend von mir Abschied nah„men, glaubte ich nicht anders, als Sie wür„den unterwegs von einer Streifpartei aufgefan„gen werden."

meinschaftlich mit dem Sohne der unsterblichen Verfasserin und ihrem Schwiegersohne, dem Herzoge von Broglie, besorgte *). In zwei Abschnitten dieses Buchs (De l'inauguration du Concordat à Notre-Dame, und Du mélange de la réligion avec la politique) wird von dem Verhältnisse der Römischen Kirche zum Staat gehandelt: von dem angemaaßten und angestrebten, und von dem Verhältnisse, welches zum Besten des Staats und der Religion Statt finden sollte. Hier ist das Aergerniß mit dem Napoleonischen Katechismus authentisch ins Licht gestellt. Das Benehmen vornehmer Prälaten bei den politischen Umgestaltungen Frankreichs wird geschildert: ihre bis zur Entweihung getriebene Schmeichelei ge-

*) Mein Name ward nicht auf den Titel gesetzt, weil ich als ein Ausländer in Frankreich dem Buche keine Gewährleistung schaffen konnte, falls die Staatsbehörden einen Versuch gemacht hätten, es zu unterdrücken. Mein Antheil an der Herausgabe ist aber in der Vorrede bestimmt angezeigt.

gen den Kaiser Napoleon; ihre so ganz' verän=derte Sprache nach dem Glückswechsel; die Ein=schärfung entgegengesetzter Bürgerpflichten durch dieselben Geistlichen, auf denselben Kanzeln, mit Berufung auf dieselbe geheiligte Auctorität, mit Androhung derselben ewigen Höllenstrafen. Es ließ sich hierauf anwenden, was König Lear beim Shakspeare sagt: Ja und Nein zugleich, das war keine gute Theologie! — Doch fände sich noch wohl eine Ausrede. Man möchte etwa er=wiedern: „Keineswegs! Nicht zugleich Ja und Nein; nicht ganz zugleich: sondern gestern Ja und und heute Nein!" — Die geschichtliche Darstel=lung in dem genannten Werke der Frau von Stael geht nur bis zum 5ten Julius 1815, sonst hätte das seitdem in Frankreich vorgefallene ei=nen reichhaltigen Nachtrag zu dem Capitel von der Vermengung der Religion mit der Politik liefern können.

Entweder ich bin über die Ultramontanisten und Congreganisten ganz irrig berichtet, oder die=ses Buch steht bei ihnen in der entschiedensten

Verdammniß; und einen Antheil an dessen Herausgabe gehabt zu haben, wenn auch einen bloß litterarischen, kann mich bei ihnen nicht sonderlich empfehlen.

Ich wiederhole meine Frage: war alles dieß Vossen unbekannt geblieben? Ihm, der so genaue Erkundigung über die Tritte und Schritte seiner selbst gewählten Gegner einzuziehen pflegte? Und hätte nicht die Kenntniß auch nur von einem kleinen Theile der angeführten Thatsachen ihn vermögen müssen, seine Hypothese als unhaltbar aufzugeben? — Aber weit gefehlt! In dem wissenschaftlichen Beruf, dem ich mich seit dem Jahre 1818 ausschließend gewidmet, fand er eine neue Bestätigung. Ich habe das Sanskrit erlernt; mich bemüht, die Denkmale der Alt-Indischen Litteratur ans Licht zu ziehen; von einer Regierung, welche jede Erweiterung der Wissenschaft fördert, bin ich dabei bereitwillig unterstützt, und besonders beauftragt worden, dieses Studium in Deutschland einheimisch zu machen. Ich habe meinerseits mich weder Mühe noch Ko-

sten verdrießen lassen, Reisen bloß zu diesem Zweck nach Paris und London gemacht. Es ist auch ziemlich gut damit gelungen: gründliche Gelehrte sind als meine Mitarbeiter in diesem Fache aufgetreten; schon haben sich talentvolle Schüler gebildet, und das Studium hat an Herrn Wilhelm von Humboldt einen warmen Freund und Gönner gefunden.

Wer sollte es denken? Ich that alles nur für die Zwecke des bewußten geheimen Bundes. Die Brahmanen waren von jeher, so weit die Geschichte reicht, ein erblicher Priesterstand, welcher große Vorrechte genoß; aus der Religion, die sie lehrten, ist die Gesetzgebung und gesellschaftliche Verfassung Indiens hervorgegangen. Unter dem Scheine einer bloß gelehrten Beschäftigung mit der Litteratur und den Alterthümern dieses Landes wollte ich eigentlich die Priesterherrschaft in unserm Europa fördern; durch die Darstellung der Mythologie einen mystischen Aberglauben vorbereiten; und was ich von den Brah-

manen erzählt, wollte ich mit den Jesuiten zur Wirklichkeit gebracht wissen.

Wenn dem so ist, so muß ich nur besorgen, daß meine Winke zu verstohlen waren, und daß die meisten Leser meiner Indischen Bibliothek sie gar nicht gefaßt haben werden. Man muß gestehen, ich wußte ehemals nachdrücklicher gegen Napoleon zu schreiben, der doch noch ziemlich mächtig war, als für die Jesuiten, die doch schon ziemlich mächtig sind. Man muß gestehen, ihr Orden hat an Französischen Schriftstellern und Rednern ganz anders rüstige Verfechter gefunden. die der Sache gerade auf den Leib rücken. Was bin ich gegen einen Vicomte de Bonald? gegen einen Abbé de La Mennais? gegen einen Bischof von Hermopolis? Während ich noch mühselig den Rückweg vom Benares nach dem päbstlichen Rom suche, rücken die Jesuiten triumphirend in ihre ehemaligen Collegien wieder ein, und bemächtigen sich der Kanzeln, der Beichtstühle, der Schulen. Meine orientalischen Hülfstruppen vom Ganges werden dabei keine bessere Figur machen,

als jener alte zum Sprüchworte gewordene Entsatz von Mantua, welcher erst vierzig Tage nach Einnahme der Festung anlangte. Die guten Väter werden mich auslachen, wenn ich nun komme und meinen Lohn begehre. Sie hören sonst, wie man zu sagen pflegt, das Gras wachsen; aber von meinen Bemühungen zu ihren Gunsten haben sie gewiß nichts verspürt.

Bei dieser unvergleichlichen Hypothese hat Voß mir jedoch eine große Unkunde der Geschichte und der Alterthümer Asiens zugetraut, oder er ist selbst darin befangen gewesen. Die Brahmanen waren und sind ein erblicher Priesterstand, folglich heiratheten sie, ja die Ehe wird ihnen schon im Gesetzbuche des Manus zur Pflicht gemacht. Ferner haben sie durchaus keine Hierarchie: von Geburt sind sie alle gleich; nur Wissenschaft, Weisheit und ausgezeichnete Frömmigkeit kann einen Vorrang unter ihnen begründen. Es ist keine besondere Würde an den Tempeldienst geknüpft: sie halten die äußerlichen Verrichtungen bei den Festen, Processionen und Opfern,

das ganze Ceremonienwesen, für eine sehr untergeordnete Bestimmung. Sie schätzen den Anbau der Geisteskräfte so hoch, daß ihnen jede wissenschaftliche Beschäftigung für eine Art von Gottesdienst gilt. Sie lieben die Philosophie: es gab von jeher Philosophen unter ihnen; und alle Systeme der Metaphysik, nicht bloß solche, die mit den Lehren ihrer geoffenbarten Bücher übereinstimmen und sie bestätigen, sondern auch verneinende und freigeisterische Systeme konnten unter ihnen aufkommen, und ungestört von Verfolgungen sich in Indien verbreiten.

Alles dieß taugte ausgemacht nicht in meinen Kram, und ich konnte etwas weit besseres finden. Mit Einem Schritt über den Ganges, mit dem zweiten über das Himalaya-Gebirge, wäre ich nach Tibet gelangt. Hier hatte ich in der Person des Dalai-Lama einen Pabst, so zu sagen, unter der Hand. Und was für einen Pabst! Nicht etwa bloß einen Nachfolger des vornehmsten Apostels des Buddhismus: sondern eine Verkörperung des Religions-Stifters selbst,

dessen Seele von Patriarchen zu Patriarchen in den heutigen übergegangen. Ferner eine sehr vollkommen geordnete Hierarchie, welche ihre Verzweigungen durch ganz China, durch das centrale Asien, und westlich bis zu den Kalmücken an der Wolga erstreckt; allgemeine Ehelosigkeit der Priester, Litaneien, Gebets- und Segensformeln in einer fremden, ausgestorbenen und dem Volke unverständlichen Sprache; die Verehrung der Reliquien; Mönchs- und Nonnenklöster; Fasten, wogegen die Cartäuser noch gelinde sind; überhaupt einen Cultus, dessen Formen und Ceremonien denen der Römischen Kirche so auffallend ähnlich sehen, daß mehrere Gelehrte vermuthet haben, diese seyen aus der Nachahmung jener entsprungen; wogegen der scharfsinnigste und gelehrteste Kenner der Ostasiatischen Sprachen, Litteraturen und Alterthümer, Herr Abel Rémusat, behauptet, der Tibetanische Gottesdienst sey nach christlichen Vorbildern gemodelt.

Es war einfältig von mir, mich bey den Brahmanen aufzuhalten. Für den Buddhismus

hätte ich mich erklären sollen: damit war noch etwas auszurichten!

Ich habe allerdins von der Wissenschaft und Weisheit der Brahmanen mit Achtung gesprochen. Das thaten schon die Griechen. Das that in neueren Zeiten Voltaire ebenfalls, wiewohl er dabei nur aus äußerst mangelhaften zum Theil entstellenden Berichten schöpfen konnte. War es dem scharfsinnigen Manne etwa auch darum zu thun, die theokratische Verfassung in Europa herzustellen und zu befestigen? Noch hat sich kein Voß in Frankreich gefunden, der ihn dessen angeklagt hätte.

Um keine Seite der Vossischen Beschuldigungen zu übergehen, setze ich die auf meine gelehrten Arbeiten bezüglichen Stellen der Anti-Symbolik her.

Th. I. S. 105. Anm.

„Er (Hr. Creuzer) konnte es (das Buch von „Ward) leicht bekommen durch seinen Freund „A. W. von Schlegel, Mitglied des geheimen „Bundes zur Herstellung des Mittelalters. Auch

„er in der Indischen Bibliothek I, 1 (Bonn „1820) bekennt sich also: „Der Zusammen„hang der alten priesterlichen Lehre und Verfas„sung Indiens mit der frühesten Bildungs„geschichte der Westwelt ist, in Hinsicht der Zeit, „der Weise, der Richtung, worin die Mittheilun„gen erfolgt seyn mögen, weit räthselhafter, gleich„wohl sehr wahrscheinlich, ja durch so viele „auffallende Uebereinstimmungen wird „er fast unläugbar." p. XII. Zu Wegwei„sern in die Indische Mythologie empfiehlt er „p. 34 die weisen Männer Jones, Robertson „und Maurice; nicht Wilford, nicht Po„lier, ein Wohlkundiger. Wir andern, meynt „er, wissen nicht, daß Maurice bloß nacher„zählt: nach Jones, des Dionysus Geburtsberg „Meros bei Nysa sey Meru bei Naischada; „nach Wilford, der wahre Dionysus sey „Dewa-Nahuscha oder Deonausch, ein Er„oberer bis Waraha-Dwip, und so fort. Aber, „sagt Hr. von Schlegel, „wen es vergnügt, ein „paar Bände hindurch auf das verruchte Heiden-

„thum schimpfen zu hören, der mag das Buch „von Ward lesen, welches jedoch in England viele „Leser zu finden scheint.““

S. 120.

„Ehe der Artillerie-Leutnant Wilford im „Jahre 1792 die gediegensten Grundwahrheiten „der symbolischen Offenbarung, genannt Indomanie, von seinem Pandit durch gar verständige „Fragen herauslockte, hatte bereits 1789 der Präsident Jones, oder, wie der Indoman Hr. A. „W. von Schlegel ihn betitelt, Sir William „Jones*), in Nebenstunden der rühmlich ver-

---

*) Ich betitle den berühmten Gelehrten, wie jedermann in England thut. Sir, als Anrede, ist von ganz allgemeinem Gebrauch; dem Taufnamen vorgesetzt, ist es der Titel eines Ritters oder Baronets, und so unzertrennlich damit verbunden, daß man wohl den Familien-Namen weglassen kann, wenn die Person schon sonst hinlänglich bezeichnet ist, niemals aber den Taufnamen. Z. B. Sir Isaac Newton, und wenn der Name in derselben Rede öfter vorkommt, bloß Sir Isaac. So wenig verstand der Mann, wel-

„walteten Staatsgeschäfte, mit der vergleichenden „Mythologie, wie er sagt, durch Pomey's „Hülfe gespielt."

S. 136.

„Sir William Jones, der weise Menschen- „und Völker-Kenner, hat mit anderen seiner Art," „nach der Bemerkung des Sir Wilhelm von Schle- „gel (Ind. Bibl. I, 1. p. 34), „das Große und „Schöne in jenen uralten Ueberlieferungen ge- „fühlt und in einem menschlichen und philosophi- „schen Sinne darüber gesprochen. Jetzt aber ist „eine Partei —" Nun, die lassen wir gehn, oder

---

cher den Shakspeare zu übersetzen unternahm, den gemeinsten Englischen Sprachgebrauch! daß Voß, nachäffend, mich Sir Wilhelm von Schlegel nennt, soll vermuthlich ein Spott darauf seyn, daß ich mich A. W. von Schlegel unterzeichne. Mich berechtigt dazu ein Diplom, wodurch Kaiser Ferdinand der Dritte meinem Urältervater für sich und seine männliche Nachkommenschaft zugleich den Reichs- und Ungarischen Adel verliehen, und wovon das Original in meinen Händen ist.

„wünschen ihr mitzupilgern in das Land, wo der „Pfeffer wächst.“

Wenn es Vossen bloß um die Wahrheit, um die Berichtigung wissenschaftlicher Irrthümer, zu thun war, so begreife ich nicht, wie ich dazu kam, von ihm aus eigenem Antriebe in den Streit hineingezogen zu werden. Hrn. Creuzers Schriften handeln von vielen Dingen, die weit außerhalb des Kreises meiner Forschungen liegen. Deswegen habe ich mich nie darüber ausgesprochen, weder in der Indischen Bibliothek, noch anderswo. Hr. Creuzer behauptet einen großen Zusammenhang zwischen den Religionen der alten Völker. Diese Meynung hat im Allgemeinen viel für sich. Im einzelnen aber kann man bei der Herleitung eines Cultus aus einem fremden Lande nicht behutsam genug zu Werke gehn, wo es uns an geschichtlichen Zeugnissen fehlt, und wo wir die Mittelglieder und Wege der Mittheilung nicht nachweisen können. Die vielgestaltigen polytheistischen Religionen sind dennoch aus Einem und demselben Princip entsprungen: aus einer höchst

lebendigen Anschauung der Natur. Die magische Gewalt, welche die Naturkräfte über sinnliche Gemüther ausübten, verdunkelte die reinere Erkenntniß der großen einfachen Religionswahrheiten, in deren Besitz wenigstens ein Theil des ältesten Menschengeschlechtes gewesen zu seyn scheint. Dagegen wurde durch eben diese magische Gewalt der unbewußt spielenden Einbildungskraft der Glaube an ihre eignen Schöpfungen aufgenöthigt: so entstand Mythologie, ein räthselhaftes unauflösliches Gewebe von kühnen, ungeheuern, furchtbaren und lieblichen Dichtungen; die bunte Hülle der Erfahrung, der Ueberlieferung und der ahndungsvollen Betrachtung. In den Religionen der alten Völker bemerkt man allgemeine Aehnlichkeiten, welche daraus entstanden seyn können, daß überall dieselben Triebe, Bedürfnisse und Anlagen der menschlichen Natur wirksam waren; und wiederum besondere Uebereinstimmungen, welche uns berechtigen auf eine vorgefallene Mittheilung zu schließen. Jene muß man sorgfältig von diesen unterscheiden. Wenn

der alte gottbegeisterte Gesetzgeber bei den Indiern Manus heißt, bei den Griechen Minos; der erste König bei den Aegyptiern Menes, bei den Lydiern Manes; wenn wir bei den Aegyptiern genau dieselbe Erblichkeit der Stände, dieselbe Casten-Eintheilung als Grundlage der ganzen geselligen Verfassung finden, wie bei den Indiern; hier und dort die Lehre von der Unsterblichkeit mit der besondern Bestimmung der Seelenwanderung; hier und dort die Verehrung und Schonung der Kuh als eines geheiligten Thieres; hier und dort dasselbe Verbot gewisser Speisen; wenn Manus in seinen Sprüchen eben so wie die alten Griechischen Dichter lehrt, durch vier Weltalter hindurch sey das Menschengeschlecht, von der ursprünglichen Vollkommenheit immerfort ausartend, allmählich zu dem gegenwärtigen Zustande der Verderbtheit und des Unheils herabgesunken: dürfen wir diese Uebereinstimmungen so geradezu für zufällig erklären? Wird nicht der besonnenste und vorsichtigste Forscher sich bewogen finden, einen vorgeschichtlichen Zu-

sammenhang anzunehmen? Die Religionen haben sich örtlich und national bis zu einer erstaunlichen Verschiedenheit entwickelt; gewisse Grundzüge aber scheinen die Völker aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft, und in die Wohnsitze, wo wir sie kennen lernen, schon mitgebracht zu haben. Dazu kommt nun die Verwandtschaft der Sprachen (z. B. des Sanskrit, des Griechischen und des Lateinischen), welche eine ursprüngliche Verwandtschaft sehr weit von einander entfernt wohnender Völker unwiderleglich beweiset.

Voß hat in der zuerst angeführten Stelle mehrere meiner Ausdrücke unterstrichen, als ob Wunder was verdächtiges dahinter steckte. Jedem in diesen Untersuchungen nicht ganz unbewanderten Leser war es wohl klar, daß ich bei „der frühesten Bildungsgeschichte der Westwelt" hauptsächlich das alte Aegypten vor Augen hatte. Robertson, Sir William Jones und Maurice habe ich wegen ihrer allgemeinen Ansicht von den Indischen Alterthümern gelobt, nicht wegen der kritischen Genauigkeit im einzelnen. Zwar hat Ro-

bertson die Geschichte des Handels mit Indien vortrefflich behandelt; er hat die hohe Cultur dieses Landes, so weit unsre geschichtlichen Nachrichten hinaufreichen, ins Licht gesetzt: von der Religion und Mythologie handelt er nur nebenbei. Es konnte mir nicht einfallen, die von Jones angestellte Vergleichung der Indischen Mythologie mit der Griechischen und Römischen anzupreisen. Sein unkritisches Verfahren hiebei hat schon vor vielen Jahren Heyne gerügt *), so daß Voß darüber gar nicht einmal etwas neues sagt. Aber wer wird nicht einem um die Gelehrsamkeit und um die Menschheit so hochverdienten Manne die Schwäche eines voreiligen und mislungenen Versuchs gern zu gute halten? In jenem Aufsatze sprach ich von der dichterischen Seite der Indischen Mythologie, und diese hat Jones in seinen Hymnen auf die Indischen Götter sehr geschmackvoll hervorgehoben.

---

*) Vergl. Göttingische Anzeigen 1790. Band III. S. 1459.

Ich habe ferner Ward's Buch getadelt. Voß giebt zu verstehen, es sey mir deswegen zuwider, weil darin der Brahmanische Aberglaube nachtheilig geschildert wird, da ich hingegen diesen in einem günstigen Lichte zeigen wolle, um einen Europäisch-christlichen Aberglauben zu befördern *). Wie solche Combinationen in den Kopf eines Menschen kommen können, ist schwer zu begreifen. Von einem Missionar, und vollends von einem Missionar, welcher den Verdruß gehabt

*) Ein Deutscher Missionar im südlichen Indien hat mir auch in einem Briefe Ungerechtigkeit gegen Ward vorgeworfen. Der wackre Mann hatte mich so misverstanden, als ob ich das Werk der Missionen überhaupt herabsetzen wollte, vor welchem ich vielmehr die größte Achtung hege, wenn es aus wahrer Frömmigkeit unternommen, und mit dem gehörigen Verstande betrieben wird. Ward hat sich aber selbst als den Missionar geschildert, wie er nicht seyn soll. Zweierlei misfiel mir nicht nur, sondern empörte mich in seinem Buche. Erstlich die Anschwärzung einer Nation von hundert und zwanzig Millionen Menschen bei ihren ausländischen Beherrschern; dann

hat, niemand zu bekehren, kann es nicht sonderlich befremden, wenn er den vergeblich bekämpften Götzendienst mit den schwärzesten Farben malt; dem philosophischen Forscher ist es aber auch nicht zu verargen, wenn er einem so einseitigen Berichte sein Zutrauen versagt. Wird wohl jemand behaupten, man müsse die Religion und Mythologie der Griechen und Römer, mit Uebergehung ihrer eignen Dichter, ihrer Geschichtschreiber, ihrer Kunstwerke, ausschließlich aus den

die unzweideutige Anmahnung, den Götzendienst durch gewaltsame Maaßregeln zu unterdrücken. Das Buch ist in England fleißig gelesen worden, von einer Religionspartei, welche das Bekehrungsgeschäft auf solche Weise betrieben wissen will, wie es schwerlich etwas heilsames wirken, zuverläßig aber die Brittische Herrschaft in Indien stürzen würde. Ich hatte mir vorgesetzt, den Brief des Deutschen Missionars mit meiner Antwort zusammen drucken zu lassen; unter so vielen andern Arbeiten ist aber die letzte halb vollendet liegen geblieben. Hier ist es meinem Zwecke fremd, den interessanten Gegenstand weiter abzuhandeln: es kann aber ein andermal geschehen.

Streitschriften des Arnobius und anderer Kirchenväter adversus paganos kennen lernen? Freigebig zugestanden, alles, was sie sagen, sey wahr: so ist es doch nicht die ganze Wahrheit; sie haben nur Eine Seite der Sache gefaßt. Es fällt schon an sich schwer genug, sich in die Denkart der Vorzeit zu versetzen; wenn man mit leidenschaftlicher Parteilichkeit an das Werk geht, und sogleich zur Verurtheilung schreitet, so wird es damit gewiß nicht gelingen. Die Aufgabe für den Denker ist vielmehr, zu begreifen, wie solche Meynungen, Sitten, Gebräuche haben entstehen und so tief wurzeln können, daß sie ein auf Jahrtausende hin unvertilgbares National-Gepräge hervorgebracht? Wie es kam, daß die Menschen tausendfache Hemmungen ihrer natürlichen Freiheit vermöge einer religiösen Gesetzgebung sich so willig gefallen ließen? Endlich zu bestimmen, welchen Einfluß die Religionen auf die moralische, intellectuelle und imaginative Ausbildung gehabt? Wo man dann vielleicht mit Erstaunen würde eingestehen müssen, daß trotz dem verkehrtesten

Aberglauben, ja zum Theil aus ihm, viel Schönes, Gutes und Großes sich entwickelt hat.

Es ist nicht im mindesten zu tadeln, daß Voß Hypothesen bestritt, die nach seiner Meynung gewagt und grundlos waren. Aber dieses Bestreben hätte ihn vermögen sollen, die Erforschung der Alt-Indischen Sprache und Litteratur als verdienstlich anzuerkennen. Denn je mehr die Wissenschaft sich erweitert, desto enger wird das Gebiet der Hypothese beschränkt. Sind erst die einheimischen Urkunden der Indier vollständiger ans Licht gezogen, gründlich ausgelegt, nach ihrem Alter und ihrer Aechtheit kritisch beleuchtet: dann wird es nicht mehr erlaubt seyn, bei Untersuchungen über den Zusammenhang der Brahmanischen Religion und Mythologie mit der Religion und Mythologie anderer alter Völker bei den vielleicht verfälschten, auf jeden Fall mittelbaren Berichten ausländischer Zeitgenossen stehen zu bleiben; man wird auf die Quellen zurückgehn müssen. Daß der Pater Paulinus und Anquetil du Perron sich schlecht auf die Indischen Alter-

thümer verstanden, habe ich schon im ersten Bande meiner Indischen Bibliothek bemerkt. Im ersten Hefte des zweiten, welches gleichzeitig mit dem ersten Bande der Anti-Symbolik erschien, und also von Voß für den zweiten Band noch benutzt werden konnte, habe ich ausführlich von Wilford gesprochen. Ich habe es in das hellste Licht gesetzt, wie seine bereitwillige Selbsttäuschung, verbunden mit einer künstlich angelegten Mystification, eine solche Masse des Apokryphischen durch alle seine Schriften verbreitet hat, daß sie völlig unbrauchbar sind. Wer künftig noch nach meiner Warnung Wilford als Gewährsmann anführt, wird eingeständig seyn müssen, daß er sich selbst geflissentlich verblenden will. Herr Creuzer hat sich, wie vor ihm andre Gelehrte, häufig auf Wilford berufen; ich zweifle nicht, er wird bei einer künftigen Ausgabe seiner Symbolik alle diese Anführungen ausstreichen, und andre Beweisgründe suchen. In einem der letzten Hefte meiner Indischen Bibliothek habe ich gegen Hrn. Creuzer behauptet, die Fabel von dem Eroberungszuge des Bacchus

nach Indien sey erst seit Alexander dem Großen, und durch ihn, aufgekommen. Hätte man mich über die Herleitung des Bacchusdienstes aus Indien befragt, so würde ich viele Zweifel und Bedenklichkeiten geäußert haben.

Vor langer Zeit erfuhr Voß, wie er selbst erzählt (Anti-Symbolik, Th. II. S. 104), von Hrn. Schütz, dem Herausgeber der Jenaischen Allgemeinen Litteratur-Zeitung, ich habe die Recension seiner mythologischen Briefe übernommen gehabt, nachher aber das Buch zurückgegeben. Mir war dieß gänzlich entfallen: doch erinnere ich mich nun, daß ich bei Lesung der mythologischen Briefe den allgemeinen Ansichten des Verfassers gar nicht beistimmen konnte; daß ich jedoch einsah, zu deren Widerlegung müsse ich neue und sehr ins einzelne gehende Studien machen, wozu es mir damals an Muße gebrach. Ich versäumte also eine sehr günstige Gelegenheit, in der angesehensten kritischen Zeitschrift Einwürfe gegen Vossens Lehren vorzutragen.

Was bewog nun den Verfasser der Anti-Symbolik, mich für seinen Gegner, für einen Bundesgenossen des Herrn Creuzer, und, was ihm als einerlei galt, für einen Mitverschwornen gegen die Rechte der menschlichen Vernunft zu erklären? Mir kommt es nicht zu, Vermuthungen hierüber aufzustellen: die Leser, denen mein sonstiges litterarisches Verhältniß zu ihm bekannt ist, mögen selbst seine Triebfedern errathen.

Den Lobrednern dieses Mannes aber stelle ich anheim, ob sie seine Redlichkeit und Wahrheitsliebe auf Kosten seines Verstandes retten wollen, oder seinen Verstand auf Kosten seiner Redlichkeit und Wahrheitsliebe. Wenn sie beides zu retten wissen, werde ich ihre Geschicklichkeit rühmen; wenn sie beides aufgeben, ihre Vorsicht.

III.

Nachschrift.

Ich habe mich in den beiden Abtheilungen der obigen Erklärung eines zudringlich freundlichen Katholiken und eines abstoßend zänkischen Protestanten zu erwehren gehabt. Ich hoffe, es ist auf solche Weise geschehen, daß weder meine protestantischen, noch meine katholischen Mitbürger und Landsleute sich dadurch verletzt finden können. Wenn ein katholischer Gelehrter sich in demselben Falle befände, daß ihm protestantische Denkart und verdeckte Begünstigung des Protestantismus durch seine Schriften angedichtet worden wäre, so würde er wahrscheinlich dasselbe thun, und jedermann würde es gut heißen. Dem Deutschen Pu-

blicum kann es wohl gleichgültig seyn, wie unter so vielen gelehrteren und tiefsinnigeren Schriftstellern ein Einzelner über Religionssachen gesinnt ist, wovon in den meisten seiner Schriften gar nicht einmal gehandelt wird. Aber mir liegt daran, von den Zeitgenossen und der Nachwelt, wenn anders das nächste Menschenalter noch Kenntniß von mir nimmt, nicht misgedeutet zu werden. Mir liegt daran, das gegen mich erregte Mißtrauen zu heben, als ob unter dem, was ich in meinen litterarischen Hervorbringungen und wissenschaftlichen Forschungen so redlich und offen darlege, noch etwas anderes im Hinterhalte versteckt liege.

Da nicht nur mir selbst ein beabsichteter, oder schon halb vollbrachter, oder vielleicht verheimlichter Uebertritt, sondern auch das Bestreben angedichtet worden ist den Uebertritt Anderer zu bewirken, so konnte ich freilich nicht umhin, die notorischen Uebertritte unserer Zeit im allgemeinen zu erwähnen. Man wird mir leicht glauben, daß es sehr ungern geschehen ist. Viele Uebertritte sind in dem Kreise meiner Beobachtung

vorgefallen. Einige darunter haben mich sehr nahe berührt. Aber gerade dieser Umstand machte mich zurückhaltend, und ich habe nur nothgedrungen mein Stillschweigen gebrochen. Wenn die Uebergetretenen in meiner Erklärung, daß ich nicht gesonnen bin, ihrem Beispiele zu folgen, schon einen Angriff und einen Anfang der Feindseligkeiten sehen, so wird dieß ohne Zweifel nur ihrer neu angenommenen Denkart zuzuschreiben seyn. Ich meinerseits wünsche, daß sie, bloß ihres Uebertrittes wegen, nicht im mindesten beeinträchtigt werden mögen.

Wir können es unmöglich als einen allgemeinen Grundsatz aufstellen, jeder solle bei der Religion verharren, die von seinen Vorfahren und Vätern auf ihn vererbt worden ist. Die Befolgung dieses Grundsatzes hätte die Verbreitung des Christenthums, und wiederum in neueren Zeiten die Verbreitung der Reformation unmöglich gemacht. Ferner behaupten wir als Protestanten das Recht der freien Prüfung. Dieses Recht wäre aber illusorisch, wenn wir nicht zugeben

wollten, daß ein redlicher Prüfer, nach Maaßgabe seiner Geisteskräfte, Kenntnisse und Einsichten, auf ein dem unsrigen entgegengesetztes Resultat geführt werden könne. Das Verhältniß der heiligen Schriften zu einem systematischen Lehrbegriff ist ein sehr verwickeltes; noch verwickelter wird es dadurch, daß ja eben auch über den Grad und Umfang der Gültigkeit gestritten wird, welche man neben den schriftlichen Urkunden der Ueberlieferung und den Beschlüssen des christlichen Gemeinwesens zugestehen soll. Es ist, so zu sagen, eine irrationale Gleichung. Daß hiebei keine streng wissenschaftlichen Demonstrationen möglich sind, welche jedem einleuchten müssen, sobald er nur die Begriffe gefaßt hat, beweiset der Erfolg. In der Geometrie giebt es keine Secten. In der Christenheit hat die Abweichung der Meynungen von den Zeiten der Apostel her angefangen. Vollkommene Einheit der Lehre hat nur durch künstliche und gewaltsame Mittel behauptet oder hergestellt werden können. Bei der allgemeinen Annahme festgesetzter

Formeln steht es noch dahin, was jeder sich dabei denkt: weil für den metaphysischen Theil der Dogmatik die Ausdrücke aller menschlichen Sprachen inadäquat sind.

Indessen sind solche theologisch gelehrte Uebertritte; vorbereitet durch ein kritisches Studium der Schrift in den Ursprachen, der Kirchenväter, der Kirchen- und Dogmengeschichte, endlich der neueren Polemik, wohl die seltensten unter allen. Aber die geistigen Bedürfnisse der Menschen und ihre daher entspringenden Neigungen und Abneigungen sind gar mannichfaltig; nach ihrer individuellen Richtung kann diese oder jene Form des Christenthums eine stärkere Anziehungskraft auf den Einzelnen ausüben. Die Römisch Katholische Kirche unterscheidet sich von der Evangelischen nicht bloß in ihren Lehren; sondern auch durch die Hierarchie und kirchliche Verfassung, und durch die Gestalt des Gottesdienstes. Wer wollte es läugnen, daß diese Dinge mächtig auf die Einbildungskraft wirken können? Was die Hirarchie betrifft, so erwähne ich sie nicht in Be-

zug auf das Bündniß des weltlichen Ehrgeizes mit dem geistlichen. Die Geschichte zeigt uns allerdings Beispiele von berühmten und berüchtigten Uebertritten, welche erfolgt sind, quia honor sacerdotii firmamentum potentiae adsumebatur. In einem benachbarten Lande sehen wir vor Augen, wie sich ein solcher politischer Religionseifer bis in Regionen hinunter verbreiten kann, wo man es gar nicht mehr erwarten sollte. Nein, ich rede hier bloß von dem Eindrucke, den die Stufenleiter der geistlichen Würden bis zu dem gemeinsamen Mittelpunkte und Gipfel hinauf, die metaphorische Genealogie der Weihungen bis auf den Stifter zurück, zu machen vermögend ist. Bei allen solchen Zuthaten und Umgebungen der Religion, die einzig und allein im Geiste und im Herzen wohnt, kommt noch dieses in Betracht, daß das den bisherigen Gewöhnungen entgegengesetzte eben durch seine Neuheit um so stärker wirkt. Die Anziehungskraft kann hier also in beiden Richtungen Statt finden.

In den Drangsalen des Lebens vollends glaubt wohl ein geängstetes Herz in einem neuen Gelübde Trost und Halt zu finden. Wer nahe daran ist, in den Wellen unterzugehen, ergreift wohl auch einen brüchigen Ast als den Anker seiner Rettung. Wozu nun eine vorübergehende Gemüthsstimmung hingerissen hat, das will man bei einer ruhigeren Verfassung nicht wieder zurücknehmen, um nicht mit sich selbst in offenkundigen Widerspruch zu gerathen. Ob aber jene gehoffte Befriedigung in der Fremde gefunden wird, die man zu Hause vielleicht nie in vollem Ernste gesucht hatte, das ist eine andre Frage.

Zur freien Religionsübung gehört auch die Freiheit der Uebertritte. Es dürfen ihnen also keine äußern Hindernisse in den Weg gelegt werden, die wenigen Fälle ausgenommen, welche die Gesetzgebung allerdings voraussehen muß, um Zwiespalt und Zerrüttung in den Familien zu verhüten. Wo Christen verschiedener Bekenntnisse in einem Staate beisammen leben, ist vollkommene Gleichheit der bürgerlichen Rechte das

beste Mittel zur Bewahrung der Eintracht. England, so groß durch die Festigkeit seiner gesetzlichen Einrichtungen, ist noch nicht bis zu diesem glücklichen Verhältnisse gelangt. In einigen Ländern Europa's haben die neuesten Ereignisse Fortschritte herbeigeführt. In den vereinigten Niederlanden fanden alle unterdrückten Religionsparteien eine sichre Zuflucht; auch einzelne wegen ihrer Meynungen verfolgte Gelehrte; Spinoza's und Bayle's Schriften wurden dort gedruckt. Die Freiheit war so groß, daß ungehindert neue Sekten gestiftet werden konnten. Jedoch waren alle, die sich nicht zu der herrschenden Kirche bekannten, von Staatsämtern ausgeschlossen. Dieß war eine natürliche Folge davon, daß in Holland wie in England die freie Verfassung aus dem siegreichen Kampfe gegen den aufgedrungenen Katholicismus hervorgegangen war. Aber die Sicherheits-Maaßregel hatte in Holland die Gefahr lange überlebt, und überlebt sie in England in gewissem Grade noch jetzt. In Deutschland war, seit dem Westphälischen Frieden, die Gleichheit

der Rechte beider Religionsparteien in dem unvollkommnen Staatenbunde, der noch das Deutsche Reich hieß, anerkannt; sogar durch das Jus discedendi in partes auf eine für die gemeinsame Wirksamkeit nach außen sehr nachtheilige Weise. Indessen war es ein immer bewaffneter Friede, wo jeder eifersüchtig darüber wachte, daß kein Eingriff in seine Rechte geschähe. Deutschland zerfiel großentheils in katholische und protestantische Staaten. Wo sich eine kleine Minderzahl von Bürgern der in dem einzelnen Staate bloß geduldeten Kirche fand, blieb sie von öffentlichen Aemtern ausgeschlossen. Durch die Aufhebung der geistlichen Fürstenthümer, durch die neue Umgränzung der Staaten, wo nunmehr die Bevölkerung beinahe bis zur Gleichheit oder wenigstens in einem starken Verhältnisse aus beiden Religionsparteien zusammengesetzt ist, mußte jene Ausschließung wegfallen. Wie könnte ein Staat wohl gedeihen, der sich selbst der Kenntnisse, der Talente, der thätigen Tugenden eines so großen Theils seiner Angehörigen bei der Führung sei-

ner Geschäfte beraubte, und dadurch ein gerechtes Mißvergnügen über eine solche Zurücksetzung nährte? Wie gleiche Pflichten, so haben auch Alle gleiche Rechte und Ansprüche.

Diesen Grundsätzen scheint es gemäß zu seyn, daß durch die gesetzlich erlaubte Handlung des Uebertrittes hieran nichts eingebüßt werde. Es ist aber auch in anderer Hinsicht wünschenswerth, daß einem Uebergetretenen von Staats wegen nichts nachtheiliges widerfahre. Dieß könnte gar leicht zum Märterthum umgedeutet werden; und das Märterthum, weiß man schon, lockt zur Nachfolge: vollends so ein gelindes Märterhum, wobei man sich im Spiegel der Eigenliebe mit einem Nimbus um das Haupt, mit einem Palmenzweige in der Hand erblicken kann, und dabei doch ein ziemlich behagliches irdisches Daseyn genießt.

An den angenehmen Verhältnissen des geselligen Lebens mögen die Uebergetretenen oft eine Einbuße erleiden: das liegt in der Natur der Sache, und steht nicht zu ändern. Wenige Freundschaften sind so fest gegründet, daß sie

nicht durch einen hervortretenden Widerstreit der Meynungen über irgend einen wichtigen Gegenstand erschüttert werden sollten. Seine eigene Denkart und die abweichende des Freundes gleichsam von oben herab in ihrem ganzen individuellen Zusammenhange unparteiisch zu betrachten: dazu gehört philosophischer Geist, und dieser ist sogar unter den gebildetsten Ständen sehr selten. Seine Empfindlichkeit, seine Aufwallungen, sein eignes Unrecht macht man dem Freunde zum Vorwurf; so stellt sich bald von der einen Seite, bald von der andern zuerst, Kälte, Gleichgültigkeit und Abneigung ein. Ach! es ist nur zu wahr, was der große Dichter sagt:

Keimt ein Glaube neu.
Wird oft Lieb' und Treu
Wie ein böses Unkraut ausgerauft.

Jeder, der in der menschlichen Gesellschaft lebt, muß es sich gefallen lassen, daß seine Bekannten und Mitbürger über seine einigermaaßen bedeutenden Handlungen hin und her sprechen, daß sie die Triebfedern zu errathen suchen, und

darnach ihr Urtheil fällen. Wie vielmehr muß dieses bei einem so auffallenden Entschluß, als ein Uebertritt ist, erfolgen! Die christliche Gemeinschaft, worin der Uebergetretene auferzogen worden, worin die Uebrigen verharren, war ihm nicht gut genug. Ist es nicht natürlich, daß die letzten die Erinnerung an seinen bisherigen Lebenslauf prüfender aufwecken, ihn in seinem ferneren Lebenslaufe mit einer genaueren Beobachtung begleiten? Allen Menschen gilt die Sittlichkeit, die thätige Tugend für den Prüfstein des Ernstes in der Religion. „Opfer, Andacht, Al„mosen, Buße, sagt ein Indischer Dichter, kön„nen auch aus Heuchelei geübt werden; Wahr„heit, Ausdauer, Geduld, Uneigennützigkeit, wohnen nur in großen Seelen.“ — Man ist begierig zu sehen, ob unzweideutige Beweise einer neuen Heiligung zum Vorschein kommen. Das gewöhnliche Resultat wird wohl seyn, daß alles beim alten bleibt, sowohl in Bezug auf die guten Eigenschaften als auf die Schwächen, Fehler und unregelmäßigen Neigungen. Doch kommen

auch rührende und erhebende Ausnahmen hievon vor. Mag der Uebergetretene immerhin seinen Aufenthalt unter den neuen Glaubensgenossen wählen: ich bezweifle sehr, daß er auch dort jener geschärften Sitten-Censur werde entgehen können.

So weit bleibt jedoch alles noch in dem Kreise des Privatlebens beschlossen. Nehmen wir aber an, der Uebergetretene habe eine öffentliche Laufbahn, zum Beispiel als Schriftsteller; er setze seine Wirksamkeit in diesem Fache fort, und rücke mit dem Eifer eines neu angeworbenen Soldaten, der gern das Kreuz der Ehrenlegion verdienen will, für die Römische Kirche gegen uns in das Feld. Auch dieses muß ihm verstattet seyn. Protestanten und Katholiken widersprechen einander durch die That; ihre Theologen sind im alten Besitz des Rechtes, sich gegenseitig zu widerlegen: sie könnten ohne das ihre Dogmatik gar nicht lehren; die Polemik ist ein integrirender Theil der Theologie. Dadurch wird das gute Verständniß nicht im mindesten gestört.

Wenn niemand seine Argumente mit Gewalt durchsetzen kann, so bleibt es nur, wie ich mich anderswo ausgedrückt habe, ein friedlicher Conflict der Meynungen. Ueberhaupt liegt die ausgedehnteste Freiheit der Erörterung in Religionssachen im Geiste des Protestantismus. Und dieses gilt nicht nur von den verschiedenen christlichen Parteien; sondern auch von dem Verhältnisse der Philosophie und der Geschichtforschung zur positiven Theologie.

Können wir es je vergessen, daß die Reformation nur vermöge der Preßfreiheit zu Stande gekommen ist? Die unschätzbare Kunst der Buchdruckerei, seit einem halben Jahrhundert erfunden, wurde bereits mit Leichtigkeit ausgeübt; aber noch hatten die geistlichen und weltlichen Gewalthaber die Kraft dieses Hebels der menschlichen Geister und Gemüther nicht durch die Erfahrung kennen gelernt. Es gab noch keine polizeiliche Aufsicht über den Buchhandel, keine Censur, keine Bücherverbote. Ohne diesen einzig glücklichen Umstand hätte Luther wahrscheinlich kein besseres

Schicksal gehabt als seine Vorgänger, und die Reformation wäre im Keime erstickt worden.

Es versteht sich, das Recht der Erwiederung behalten wir uns vor. Sonst aber lasse man doch ja die Uebergetretenen frei ausreden, man lasse sie ungehindert mitten in protestantischen Ländern die Evangelische Lehre in Druckschriften bestreiten. Wir werden vielleicht etwas neues vernehmen, und etwas sehr ersprießliches. Etwas neues: weil es gar wohl seyn könnte, daß die Uebergetretenen, wiewohl sie den Lehrsätzen der katholischen Kirche unbedingt gehuldigt haben, dennoch vermöge ihrer früheren bei uns empfangenen Geistesbildung einen eigenthümlichen Gesichtspunkt dafür hätten; daß sie gewisse Folgerungen dreist aussprächen, welche die verständigsten unter den katholischen Theologen gern bei Seite schoben und in den Schatten stellten; und daß sie uns dadurch eine verstärkte Ueberzeugung von dem hohen Werth und der Wohlthätigkeit der Reformation gäben. Etwas sehr ersprießliches: wenn sich ergeben sollte, daß die zur Römischen

Kirche übergetretenen Schriftsteller, wie viel Gelehrsamkeit und Scharfsinn sie auch mit hinzubringen mochten, nunmehr alle Freiheit und Unbefangenheit der wissenschaftlichen Forschung eingebüßt haben, und einbüßen mußten, um folgerecht zu bleiben. Mancher, der aus Regungen der Einbildungskraft und des Gefühls eine Anwandlung zum Uebertritt gehabt hatte, dem aber der Gedanke als ein edles Vorrecht der Menschheit theuer ist, wird durch diese Erscheinung am nachdrücklichsten von der Nachfolge abgeschreckt werden.

Als Bonaparte die Bücher-Censur verordnen wollte, und einer seiner Staatsräthe ihm vorschlug, sie auf die politischen Zeitschriften und Bücher zu beschränken, weil die übrigen Fächer ja unbedenklich seyen, erwiederte er: On peut faire de la politique sur tout. — Nach seinem Zwecke hatte er vollkommen Recht, und es war, wie so viele seiner Reden, ein treffendes Wort. Auf wie manchen Umwegen kann ohne ausdrückliche Aeußerung in der Philosophie, in

der Geschichtschreibung und in der Litteratur das Streben nach einer gesetzlich freien Verfassung angeregt, oder der Despotismus empfohlen werden! Eben so ließe sich nun wohl behaupten: On peut faire de la théologie sur tout. Mehrere unter den katholischen Neophyten in Deutschland bemühen sich bestens, dieß ins Werk zu richten. Diejenigen, welche geradezu polemisch auftreten, beweisen ihre Freimüthigkeit: wir wissen im voraus, was wir von ihnen zu erwarten haben, und werden uns vermuthlich mit der Widerlegung nicht stark in Unkosten zu setzen brauchen. Andere aber schreiben über eine Menge außerhalb der Theologie liegender Gegenstände: über die Zeitereignisse; über den Geist des Zeitalters, das heißt über den moralischen, intellectuellen und socialen Zustand des heutigen Menschengeschlechtes; über alte und neue Weltgeschichte; über Philosophie und Litteratur. Sie geben sich das Ansehen, als ob sie wirklich freie philosophische und historische Forschungen anstellten, und gleichwohl sind sie nur die Waffenträger einer auf diesem

Gebiete ganz ungültigen geistlichen Auctorität. Das Verfahren dabei ist ungefähr folgendes. Anfangs tritt man leise mit conciliatorischen Filzsohlen auf; wenn dieß ungerügt, und vielleicht von arglosen Lesern unbemerkt durchgegangen ist, dann wird man dreister; man hohlt aus der Rumpelkammer der Zeiten Sätze hervor, die wenigstens „an dieser Seite der bewohnten Welt" längst abgethan waren; man stellt sie hin, als ob sie sich von selbst verständen, und niemand etwas dagegen einzuwenden hätte; die wissenschaftlichen Untersuchungen, welche den Zweifel und die Verneinung nothwendig herbeigeführt, verschweigt man als gänzlich ungeschehen, oder man erwähnt sie aus der Ferne als Verirrungen des menschlichen Verstandes; jedoch klüglich, ohne sich in irgend eine Erörterung einzulassen.

Ich will für jetzt keine Beispiele anführen. Eine Satire zu schreiben, wäre leicht; oder vielmehr, wie der Römische Dichter sagt: es ist schwer, keine Satire zu schreiben.

Daß die Römisch Katholische Kirche ehemals, wie über alle weltlichen Angelegenheiten der Staaten und Völker, so über alle menschlichen Wissenschaften sich die oberste Gerichtsbarkeit angemaaßt hat, ist unläugbar. Man denke nur an Galilei, seit dessen Verurtheilung vor dem Tribunale der Inquisition kaum zwei Jahrhunderte verflossen sind. Aber diese Ansprüche schlummern in den Archiven der Römischen Curie, wie so manche andere, die man wegen der ungünstigen Zeitläufe nicht geltend zu machen weiß. Die eben bezeichneten Schriftsteller ziehen sie unbesonnener Weise wieder ans Licht. Sie sollen auch hiemit willkommen seyn: denn so sehen wir ja klar, daß es auf Fesselung des menschlichen Geistes abgesehen ist.

Jede wissenschaftliche Untersuchung muß nach den auf ihrem eigenen Gebiete gültigen Gesetzen ihren Gang ungehindert fortgehn. Wenn man sie von einer fremden Auctorität abhängig machen, ihr im voraus die Resultate vorschreiben will, welche sie finden soll, so ist ihr ganzes Wesen aufgehoben, und sie ist eigentlich vernichtet.

Wer seiner Vernunft die Augen aussticht, um irgend eine wissenschaftliche Entdeckung nicht zu sehen, der wird nachher für die Unterscheidung des Wahren und Falschen überhaupt blind seyn. Mancher hat hiebei nicht viel zu verlieren, weil er schon zuvor blödsichtig war. Wenn aber einmal ein Adler, von der Natur bestimmt, gerade in die Sonne zu schauen, und mit ausgespreiteten Fittigen sich ihr entgegenzuschwingen, — wenn dieser sich mit seinen eignen Klauen blendete, das wäre in der That ein beklagenswerthes Schauspiel.

Unbefugte Eingriffe der Theologie in die Rechte der Wissenschaft, Hemmungen durch kirchliche Machtgebote, sind leider auch in protestantischen Ländern versucht worden. Neuerdings wieder auf eine sehr unerfreuliche Weise in England. In einem zunächst für das Englische Publicum bestimmten Aufsatze habe ich unbefangen darüber gesprochen *). Meine Aeußerungen sind jenseit

*) Abriß von den Europäischen Verhältnissen der Deutschen Litteratur; jetzt wieder abgedruckt in meinen Kritischen Schriften Th. I. Zuerst er-

des Meeres wohl verstanden worden, und haben dort einige Aufmerksamkeit erregt. Wenn ein so reicher und mächtiger Clerus, wie der Anglicanische ist, eine enge Denkart hegt; wenn eine so zahlreiche, so angesehene und durch die Strenge ihrer sittlichen Grundsätze so achtungswürdige Religionspartei, mit ihm gemeine Sache macht, um die dem unwissenden Geistlichen unbequeme, dem Zeloten widerwärtige philosophische und historische Skepsis zu unterdrücken; wenn beide, gegen Bücher, wodurch nach ihrem Vorgeben die Staatsreligion gefährdet wird, die weltliche Obrigkeit zum Beistande aufrufen, und diese, so weit der Buchstabe der Gesetze reicht, ihn nicht verweigern darf: dann wird die Sache bedenklich. Eine Zeit lang kann dieß retardirend und sogar zurückdrängend wirken, wie es gegenwärtig in England der Fall ist. Auf die Dauer muß dennoch eine schon so weit gediehene intellectuelle und sociale Bildung die Oberhand gewinnen.

---

schienen als Vorrede zu Bohte's Handbuch der Deutschen Litteratur. London 1825.

Den Ursachen solcher Oscillationen in der religiösen Denkart der Völker oder eines großen Theils von ihnen nachzuspüren, ist eine interessante Aufgabe. Ueberhaupt muß man gestehen, keine Seite der Geschichte bietet so auffallende und unerwartete Erscheinungen dar, als eben die Religionsgeschichte. Nicht nur Reactionen finden Statt: diese sind natürlich, und sogar nützlich, damit die beiderseitigen Uebertreibungen, allmälig abgeschwächt, sich ins Gleichgewicht setzen; sondern plötzliche Sprünge von einem Aeußersten zum andern, vom Unglauben zur Schwärmerei, von der Gleichgültigkeit bis zum glühendsten Eifer, und umgekehrt, sowohl bei der Menge als bei einzelnen Menschen. Es wäre wohl vermessen, wenn jemand versichern wollte, in irgend einem Lande, unter irgend einem Volke sey die Entwickelung der theoretischen und praktischen Vernunft so allgemein verbreitet und so fest gegründet, daß ein Rückfall in den Aberglauben und Fanatismus für alle Folgezeit unmöglich sey. Wie längst erloschene Vulcane können diese düstern Mächte aus

ihren unterirdischen Tiefen einmal unversehens hervorbrechen, und die angebaute Landschaft in eine Wüstenei verwandeln.

Sorglos soll man also im Besitz der kostbarbarsten Güter niemals werden; aber eine allzu ängstliche Besorgniß könnte auch auf Irrbahnen leiten. Die Symptome, welche sich in Deutschland hervorgethan, kommen mir ziemlich unbedeutend vor. Zum Theil sind es Reactionen. Ferner war das verkehrte Streben nach Originalität durch Paradoxie und Affectation eine alte Krankheit unserer Litteratur: nun ist es auch einmal in eine andre Sphäre übergegangen. Neben der Originalitätssucht ist die Contagion der Nachahmung sehr stark bei uns. Es sind die bekannten Hämmel des Panurg, die sich unaufhaltsam ins Meer stürzen, weil der Schelm Panurg einen mit Gewalt über Bord geworfen hatte. Einzelne Rücktritte sind seit der Reformation wohl immer vorgefallen: sie haben keinen Einfluß auf das Ganze gehabt, man hat sie vergessen. Wenn sie in dem letzten Menschenalter, wie behauptet wird,

wirk-

wirklich häufiger in Deutschland geworden sind als ehedem, so müssen wir erwägen, daß die Weltgeschichte überhaupt seit einem halben Jahrhundert sehr raschen Ganges fortgeschritten ist, und daß das Gedränge großer Ereignisse auch mancherlei geistigen Gährungsstoff aufgeregt hat. Ich weiß wohl, was manche meiner Evangelischen Landsleute bei dem Uebertritt einzelner Deutschen, bei den Bekehrungsversuchen und insbesondre bei der nur zu deutlich ausgesprochenen Richtung einiger übergetretenen Schriftsteller beunruhigt: es ist der Blick auf das westliche Europa. Sie denken: Jam proximus ardet Ucalegon! Ich ehre ihre Gesinnung ohne ihre Besorgnisse zu theilen. Wir haben viele und starke Bürgschaften. Das bei uns vorgefallene scheint mir mit jenen Ereignissen nicht in dem mindesten Zusammenhange zu stehen, und nur zufällig in der Zeit zusammenzutreffen. Billigen mag es vielleicht dieser oder jener Fanatiker in Deutschland, daß in Frankreich, ungeachtet der beredtesten menschlichen und christlichen Gegenvorstellungen, ein blutdürstiges

Gesetz über das Sacrilegium durchgeht; daß in Spanien ein von Mönchen verhetzter Pöbel schreyt: Es lebe die Inquisition! — Wenn er sich aber rühmte, er habe es bewirken helfen, so wäre dieß doch nur eine wahnwitzige Prahlerei.

Daniel Knode.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schlegel, August Wilhelm <<von>>,

Berichtigung einiger Mißdeutungen

Berlin 1828

Biogr. 1060 m

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10066729-8